ar

3

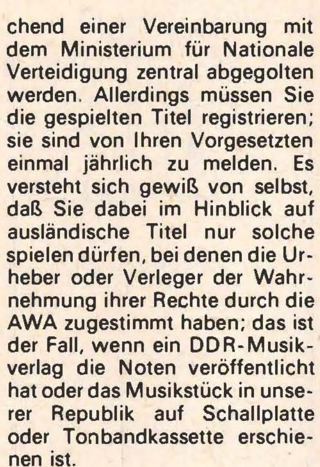
ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1977





Muß der Bart ab,
wenn man einberufen wird?
Joachim Schirmer

Wir sind fünf Musiker
und haben uns zu einer NVA-Combo
zusammengeschlossen.
Müssen wir AWA-Listen einreichen?
Soldat Jens Rabe



Ganz sicher der Bart, den Sie tragen und selbst als „üppig" bezeichnen: Von den Koteletten herab bis zum Kinn, wo er stattliche acht Zentimeter erreicht. Das scheint mir in der Tat schon eine beachtliche Länge, obwohl ich gestehen muß, daß ich außer dem täglichen Rasieren keine weiteren Erfahrungen mit Bärten habe.
Doch zurück zu Ihrer Frage.
Es ist im allgemeinen weder in der Nationalen Volksarmee noch in den Grenztruppen der DDR üblich, lange Haare oder gar einen Bart zu tragen. Die Erklärung dafür liegt in den besonderen Bedingungen des militärischen Dienstes. Die kasernierte Unterbringung und die Anforderungen des ausgedehnten Gefechts- bzw. Felddienstes setzen außerordentlich hohe Maßstäbe für die allgemeine wie für die persönliche Hygiene. Zudem verbieten sich für den festen Sitz der Schutzmaske und die damit verbundene Schutzwirkung sowohl lange Haare als auch Bärte von selbst.
Ich will illustrieren, was ich meine.
Ein Großteil der Ausbildung findet im Gelände und dazu noch nachts statt. Da sieht man nicht immer so genau, wo man hintritt – und gerät so manches Mal in ein ausgesprochenes Dreckloch. Da fließt der Schweiß nicht selten in Strömen, Staub und Schweiß vermischen sich und werden zu einer klebrigen Masse. Da muß man sich mitunter wie ein Maulwurf in die Erde wühlen und Deckung schaffen. Da ist es nötig, sich Erde ins Gesicht zu schmieren, um gut getarnt zu sein. Und da ist über etliche Kilometer unter der Schutzausrüstung vorzustürmen, zu schießen und zu kämpfen. Das alles mitunter mehrere Tage und Nächte lang ohne daß man gleich immer heißes Wasser oder gar eine Badewanne hat, um sich – wie im Zivilleben – nach des Tages Arbeit von oben bis unten zu säubern und dabei auch einen Bart von Schmutzresten zu befreien und ihn (in einer nicht einfachen Prozedur, wie ich mir habe sagen lassen) gut pflegen zu können.
Wenn also bei Soldatens der Bart ab muß, so keineswegs aus bösem Willen der Vorgesetzten. Es ist dies eine militärisch bedingte Notwendigkeit, die letztlich auch im Interesse jedes einzelnen liegt. Und außerdem: Haare (und damit gleichermaßen Bärte) wachsen nach, recht schnell sogar. Vielleicht nach achtzehnmonatigem Rasieren noch üppiger.

★

AWA – das ist die Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte auf dem Gebiet der Musik. Damit sie die Rechte der Urheber oder Verleger wahren kann, ist ihr auf entsprechenden AWA-Listen zu melden, welche Titel bei einer Veranstaltung gespielt wurden.
So verlangt es das Gesetz.
Was also haben Sie zu tun?
Das richtet sich zunächst danach, wo Sie spielen und wer der Veranstalter ist. Stehen (oder sitzen) Sie auf der Bühne des Regimentsklubs oder treten Sie bei anderen Veranstaltungen auf, in denen Ihre oder eine andere Dienststelle der NVA bzw. unserer Grenztruppen als Veranstalter fungiert, dann werden keine Gebühren an die AWA entrichtet. Deshalb nicht, weil die AWA-Forderungen entsprechend einer Vereinbarung mit dem Ministerium für Nationale Verteidigung zentral abgegolten werden. Allerdings müssen Sie die gespielten Titel registrieren; sie sind von Ihren Vorgesetzten einmal jährlich zu melden. Es versteht sich gewiß von selbst, daß Sie dabei im Hinblick auf ausländische Titel nur solche spielen dürfen, bei denen die Urheber oder Verleger der Wahrnehmung ihrer Rechte durch die AWA zugestimmt haben; das ist der Fall, wenn ein DDR-Musikverlag die Noten veröffentlicht hat oder das Musikstück in unserer Republik auf Schallplatte oder Tonbandkassette erschienen ist.
Anders ist die Verfahrensweise, wenn Sie – mit Genehmigung Ihrer Vorgesetzten – auf einem Betriebsvergnügen, beim Erntefest einer LPG oder bei anderer Gelegenheit spielen, wo weder die NVA noch die Grenztruppen der DDR als Veranstalter auftreten. Hierbei müssen Sie dem Veranstalter eine AWA-Liste mit den gespielten Titeln übergeben; in diesem Fall ist er sowohl für die rechtzeitige Anmeldung der Veranstaltung als auch für das Einreichen der AWA-Liste und die Zahlung der Gebühren verantwortlich.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Soldaten schreiben für Soldaten





Fehlprognose

Schießen: Unterleutnant Kraus
prophezeit dem Schützen Klaus:
„Wer wie Sie nicht treffen kann,
der wird nie ein richt'ger Mann."

E.O.S.: Hier sagt Frau Schmidt:
„Ev – bei Ihrem Bio-Schnitt
sollt' man – wie die Dinge liegen –
nicht einmal ein Baby kriegen."

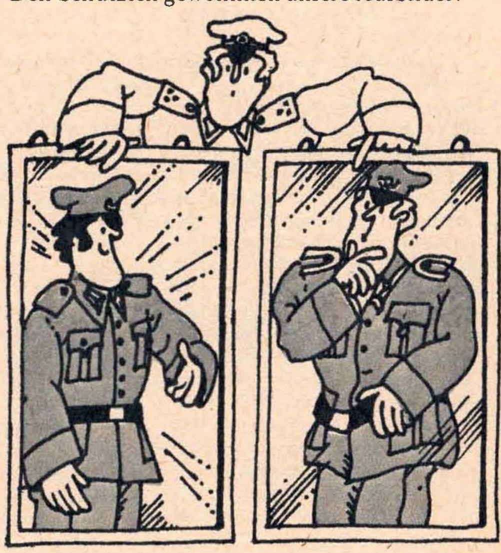
Ev geht weinend in den Wald.
Schütze Klaus entdeckt sie bald,
und da sie nun nicht mehr einsam,
weinen beide sie gemeinsam.

Leid vereinigt sie zum Kuß,
und es kommt, wie's kommen muß:
Eifrig strafen (mit Vergnügen)
sie die Prophezeiung Lügen...

Horst Kopsch

Spieglein, Spieglein an der Wand...

Das Gebäude der Ausbildungskompanie hatte zwei Ausgänge. Den linken benutzten die Soldaten.
Ein Spiegel stand dort. Mannshoch war er und breit wie das Kreuz vom Hauptfeldwebel.
Im Spiegel sahen sich täglich dutzendmal die Soldaten. Der Spiegel war gut. Er war sozusagen ein für das sich entwickelnde Soldatenbewußtsein förderlicher Gegenstand. Der Kompaniechef hatte die Idee mit dem Spiegel gehabt. Seine Begründung war knapp: „Wir überführen damit einen jeden Genossen seiner unvollständigen Anzugsordnung. Gleichzeitig wird ihm von Angesicht zu Angesicht bewußt, jetzt eine Uniform zu tragen."
So war es, Genossen, saß eine Mütze auf halbacht, hieß es gleich: „Sehen Sie in den Spiegel!" Kompaniesündern befahl der Hauptfeldwebel freundlich: „Putzen Sie den Spiegel!" Der Spiegel nahm seinen Platz ein bei uns. Manchmal schämten wir uns bereits, wenn wir hineinsahen. Es war immer etwas nicht in Ordnung.
Eines Tages wurde ein zweiter Spiegel am rechten Ausgang des Gebäudes angebracht. Wir grübelten.
Beim Mittagessen soll es passiert sein. Da sprach der Regimentskommandeur unseren Kompaniechef an. Er lobte die Spiegelidee. Er riet dem Oberleutnant, den rechten Ausgang gleichermaßen mit einem Erziehungsfaktor zu besetzen.
Den benutzten gewöhnlich unsere Ausbilder.



Qualifizierung

Das Schott flog auf, und Matrose Walter fragte ärgerlich: „Kommst du heute wenigstens mit?"
„Nein!"
Walter gab sich noch nicht geschlagen. Freundschaftlich setzte er sich neben Matrose Rednaz in die leerstehende Kammer. Während der Werftliegezeit war nur ein Teil der Besatzung an Bord geblieben, um die nötigsten Arbeiten zu verrichten.
„Jetzt hör mir mal gut zu", sagte Walter, während er väterlich seinen Arm um Rednaz' Schulter legte. „Heute ist Sonntag. Jetzt ist es neun Uhr dreißig. In einer halben Stunde wird der ‚Pilsator' geöffnet. Frühschoppen! Sagt dir das was?"
Rednaz atmete schwer durch. Man merkte ihm an, daß Walter an einer Stelle geklingelt hatte, die sehr empfindlich war. Doch Rednaz entgegnete: „...es geht nicht. Du weißt, daß ich mich an einer Ingenieurschule bewerben will. Du weißt auch, daß ich schon lange keine Schulbank mehr gedrückt habe. Ich muß also höllisch aufholen..."
„Sehe ich ein, sehe ich ein. Aber kannst du nicht dieses eine Mal verzichten? Hängt deine Eignungsprüfung an dem einen Mal Lernen?"
„Der Sonntag ist nun mal der einzige Tag, an dem ich richtig..."
Für dieses Mal gab Walter auf. Mürrisch zog er allein los. Aber allein schmeckt ein Bier nun mal nicht ordentlich. Deshalb machte er sich Gedanken, wie er Rednaz beim nächsten Mal zum Landgang bewegen und ihm den Paukerfimmel ausreden könnte.
An einem Mittwoch trieb es Walter wieder hinaus. Rednaz hatte sich gleich nach dem Abendbrot in seine Gelehrtenstube zurückgezogen, in der Hoffnung, hier Ruhe zu finden. Doch Walter ließ nicht lange auf sich warten. Er sprach von zerstörten Nervensystemen, von Gedächtnisschwund und drohte schließlich, Rednaz die Freundschaft zu kündigen. Das wollte Rednaz nun doch nicht, und so versuchte er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Walter zur Einsicht zu bewegen. Er machte sogar Zugeständnisse, indem er Walter auf das nächste Mal vertröstete. Doch Walter sagte eiserner denn je: „Dann muß ich zum letzten Mittel greifen, so schwer es mir auch fällt..." Dabei zog er plötzlich hinter seinem Rücken ein Physiklehrbuch hervor und sagte: „Ich mache mit!"

Stabsmatrose d. R. Claus Zander

Illustrationen: Detlev Schüler

Hund und Hammel

„Du bist doch fünfundzwanzig Jahre und ein Schäfer?" empfingen die Genossen ihren gleichfalls neu einberufenen Zimmerkameraden.
„Ja, warum?"
„Der Gruppenführer war eben hier."
„Was hat das mit meinem Beruf zu tun?"
„Du wirst unser Leithammel", grinsten sie.
„Redet keinen Unsinn!"
„Na ja, der Gruppenführer hat gesagt: Wir werden einen mit Leitungserfahrungen zum Stubenältesten machen."
„Dann paßt mal auf, daß Euch der Hund nicht beißt", antwortete der Schäfer.

Unterleutnant d. R. Hans Joachim Nauschütz



Novemberposten

Der knurrige Wind leckt
Mit wirbelnder Zunge
Das verlorene Naß
Flüchtender Wolken.

Seine fliegenden Fäuste
Strecken saftlose Hölzer
In spielerischer Lust
Zu Boden nieder.

Ich jedoch stapfe
Durch verglaste Pfützen
Und sehe mich längst
Zwischen Gräsern liegen.

Ekkehard Bader

HERR WHITEHEAD



. . . könnte er die Nachfahren seines 1866 entwickelten Fischtorpedos sehen. Als Militäringenieur und einer der Großen der Militärtechnik seiner Zeit wären die modernen Antriebsverfahren der heutigen Dampfgas-, Elektro- und reaktiven Torpedos, ihre Draht- oder Fernlenkung gewiß Gegenstand seiner Neugier. Der in K.u.K.-Diensten zu Ruhm gelangte Engländer hinterließ in dieser Hinsicht ein gutes Erbe. Sein Torpedo beeinflußte über Jahrzehnte die Entwicklung der Torpedowaffe aller Flotten. Auch seine Schießversuche mit einem unter der Wasserlinie des Kanonenbootes „Gemse" installierten gußeisernen Ausstoßrohrs waren bahnbrechend.

Torpedos sind, um einmal mit dem Lexikon zu sprechen, Unterwassergeschosse mit Eigenantrieb und Selbststeuerung. Im Gefechtskopf befindet sich die Sprengladung (herkömmlicher oder Kernsprengstoff). Torpedos sollen das Ziel an der empfindlichsten Stelle, am Unterwasserteil, treffen.

Wenn wir auch heute zwischen einem Torpedo und einer Mine kaum noch eine Verwandtschaft feststellen, so bleibt doch unbestritten, daß beide Waffen einen gemeinsamen Ursprung haben. Früher nannte man alle die Waffen, die ein Schiff versenken bzw. kampfunfähig machen sollte, Torpedo. Der Name wurde vom Zitterrochen (lat. torpedo) hergeleitet. Torpedieren hieß also so viel wie lähmen, zur Erstarrung bringen. Der direkte Vorgänger des modernen selbstlaufenden Torpedos war die Spierenmine. Diese an langen Stangen befestigten Sprengladungen wurden am Bug kleiner schneller Boote über oder auch unter Wasser angebracht. Der Gegner wurde damit gerammt. Nicht selten war das durch die Sprengladung erzeugte Leck beim Gegner nicht größer als

beim eigenen Boot, so daß man lieber auf solche Angriffe verzichtete. Es ist nur ein Fall bekannt, bei dem ein derartiger Angriff zur Vernichtung des feindlichen Schiffes führte. Das war im amerikanischen Bürgerkrieg 1861 bis 1865, wo sechs Angriffe gefahren wurden und einer davon das Südstaaten-Schiff „Albemarle" ausschaltete.

1865, ein Jahr vor Whitehead, projektierte der russische Erfinder Alexandrowski einen selbstlaufenden Torpedo. Er blieb Projekt, weil wie bei so vielen guten Erfindungen, die zaristische Bürokratie keinerlei Interesse zeigte und noch viel weniger Unterstützung gab.

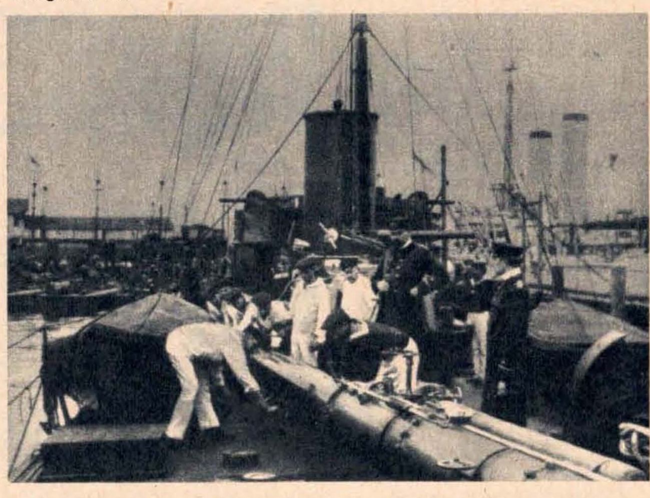
Seit dieser Zeit gibt es die klare Trennung zwischen den Unterwasserwaffen. Die ortsgebundenen nannte man Minen, die beweglichen Torpedos.

Die Weiterentwicklung des Torpedos seit den ersten glücklichen Versuchen durch Whitehead bezog sich hauptsächlich auf die Antriebsmechanismen und die Steuerorgane. Zum besseren Verständnis wollen wir hier den Aufbau eines modernen Torpedos allgemein beschreiben. Die gegenwärtig gebräuchlichen konventionellen Torpedos weisen folgende allgemeine taktisch-technische Daten auf: Länge 7 500 mm, Durchmesser 533 mm, Masse 1,5 t, Sprengladung 300 kg, Geschwindigkeit 30 bis 40 kn (je nach Antriebsart und Einstellung), Reichweite 10 000 m.

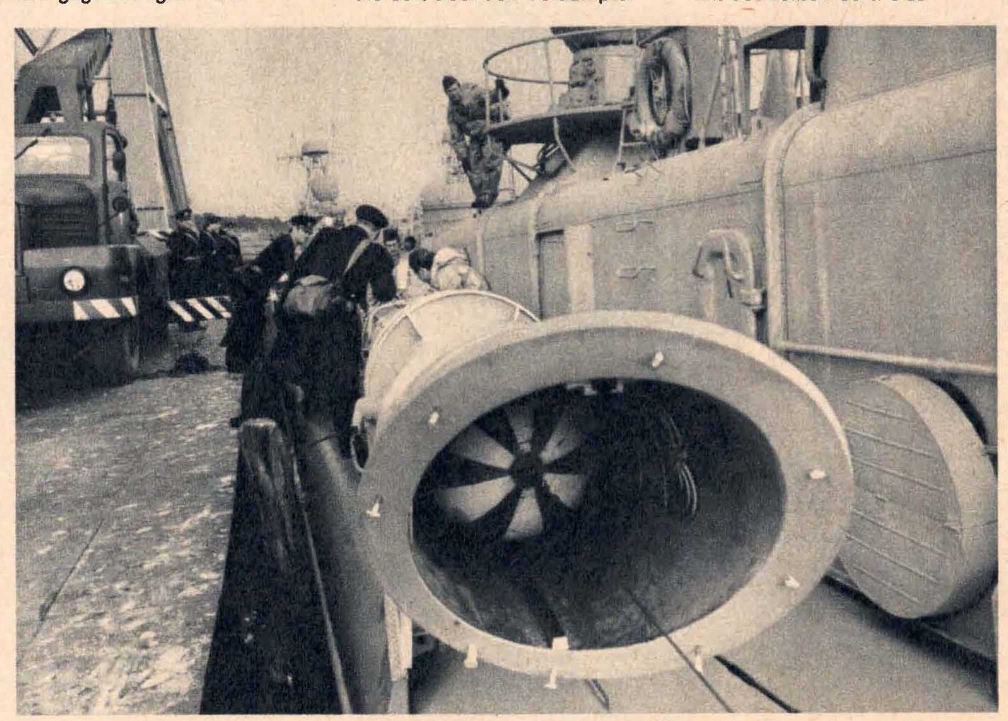
Der vordere Teil des Torpedos ist der Gefechtskopf. Er enthält die Sprengladung, den Zünder und die Gefechtspistole. Sie ist entweder in die Spitze des Kopfes eingelassen und wird durch das Eindrücken von Hebelarmen beim Auftreffen ausgelöst oder sie ist von oben eingesetzt und arbeitet mit Pendelstößen. Die Zündung kann aber auch beim Unterlaufen des Ziels durch das Magnetfeld des Schiffes aus-



Ladevorgang auf einem Torpedoboot der kaiserlichen deutschen Kriegsmarine.

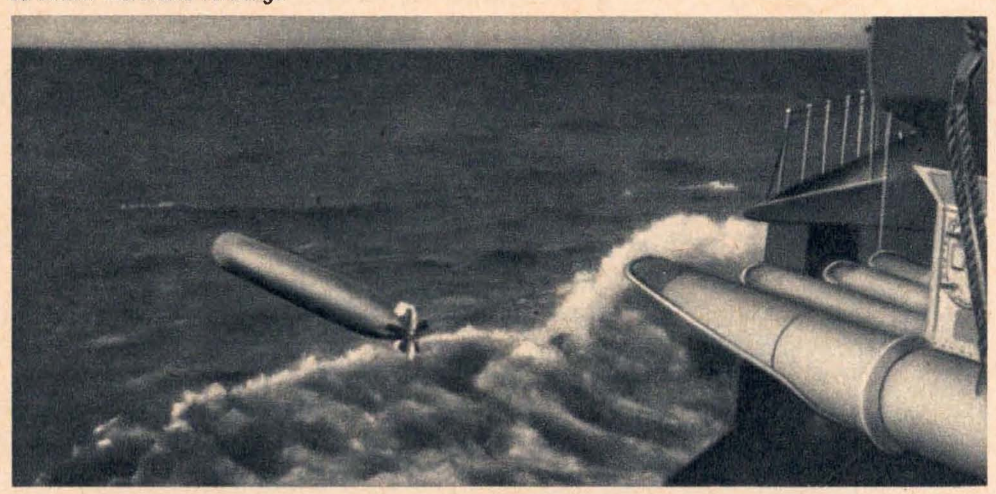


gelöst werden. Am Ende der Laufstrecke versinkt der Torpedo, sofern er sein Ziel verfehlt hat.
Anders ist es beim Übungsschießen. Hier wird der Torpedo am Ende seiner Laufstrecke wieder eingefangen. „Armee-Rundschau" hat davon mehrfach berichtet, so daß weitere Erläuterungen überflüssig sind.
Im mittleren Teil des Körpers befindet sich der Luftkessel. In ihm wird die zum Antrieb der Maschine notwendige Preßluft gespeichert. Das Fassungsvermögen liegt bei etwa 600 Litern, der Druck beträgt rund 200 at. An den Luftkessel schließen sich nach hinten die Vorratsbehälter für Frischwasser, Öl und Brennstoff an. Am vorderen Schott des Heckabteils ist die Maschine mit den Hilfsaggregaten befestigt. Im Heckabteil befindet sich der Geradlaufapparat. Die Antriebswelle für die Treibschrauben geht durch das Heckabteil zum sogenannten Schwanzstück mit den gegenläufigen Treibschrauben, den Stabilisierungsflächen und den Ruderblättern für den Tiefen- und Geradlauf.
Ein paar Worte zum Antrieb. Die im Kessel gespeicherte Preßluft gelangt zu einem Druckregler, der in mehreren Stufen den Kesseldruck reduziert, so wie er für den Betriebsdruck der Maschine gebraucht wird. Vom Druckregler gelangt die Luft über den Verdampfer in die Maschine und treibt die Kolben. Damit die Luft für eine gewisse Laufstrecke ausreicht, muß das Volumen durch Erwärmung erhöht werden. Dazu zerstäubt eine Düse Torpedobrennstoff im Verdampfer, wo auch seine Entzündung stattfindet. Gleichzeitig gelangt das Frischwasser in den Verdampfer und vermischt sich dort im neuen Aggregatzustand mit der heißen Luft. Das



Der „Aal" liegt bereits im Abschußrohr. Der rot-weiß gekennzeichnete Kopf weist auf einen Übungstorpedo hin.

Torpedoschuß von Bord eines Zerstörers. Die Lancierrohre sind hier zu einem Vierersatz vereinigt.

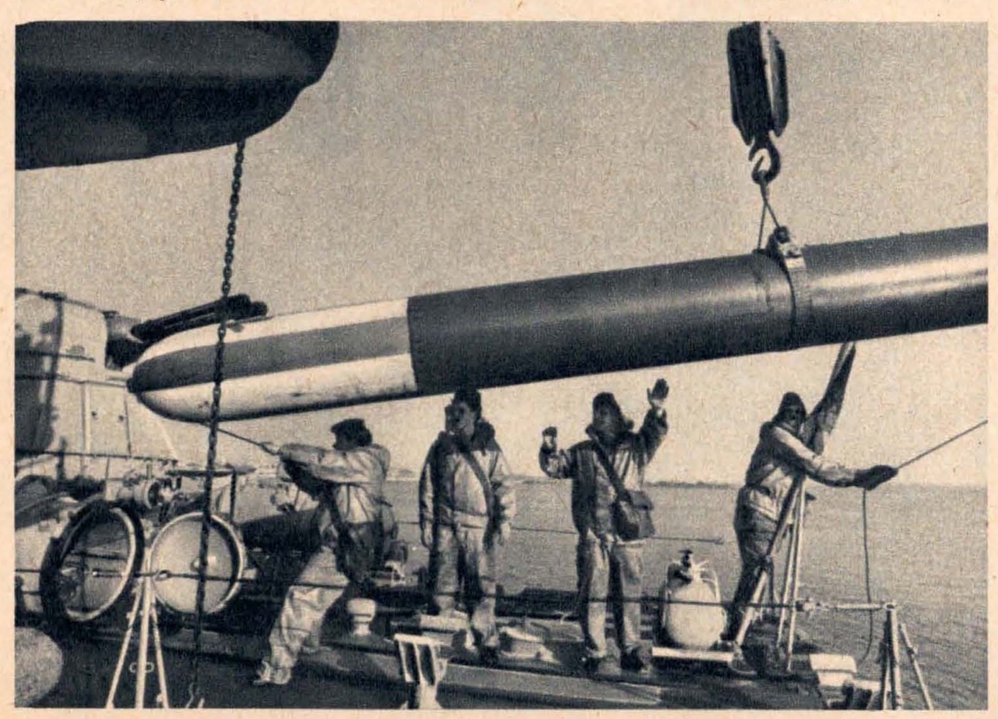


Dampfgasgemisch treibt die Maschine. Die Ableitung des verbrauchten Gemisches geschieht durch die hohle Antriebswelle. Dadurch entsteht die Blasenbahn an der Wasseroberfläche, die den Torpedo auch verrät. Wenn auch längst elektrisch betriebene, also blasenlos laufende Torpedos gang und gäbe sind, so treffen wir in allen Flotten nach wie vor den Dampfgastorpedo an. Elektrotorpedos ziehen keine Blasenbahn nach sich, sind dafür aber auch nicht so schnell. Für den Geradlauf und die Tiefeneinstellung zeichnen die jeweiligen Steuergeräte verantwortlich. Der Geradlauf- und der Tiefenapparat ermöglichen den treffsicheren Schuß. Sie sind präzise arbeitende mechanische Geräte, die nach dem Pendel- bzw. Kreiselprinzip wirken.

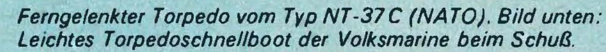
Soweit zur allgemeinen Beschreibung. Bis auf die besondere Antriebsart und Steuerung sind alle Torpedos so aufgebaut.

Es erhebt sich nun die berechtigte Frage: Wohin läufst du, Torpedo?

Die Torpedos werden ihrer Antriebsart nach in Dampfgas-, Elektro- und Reaktivtorpedos untergliedert. Den am meisten verbreiteten Typ, den Dampf-

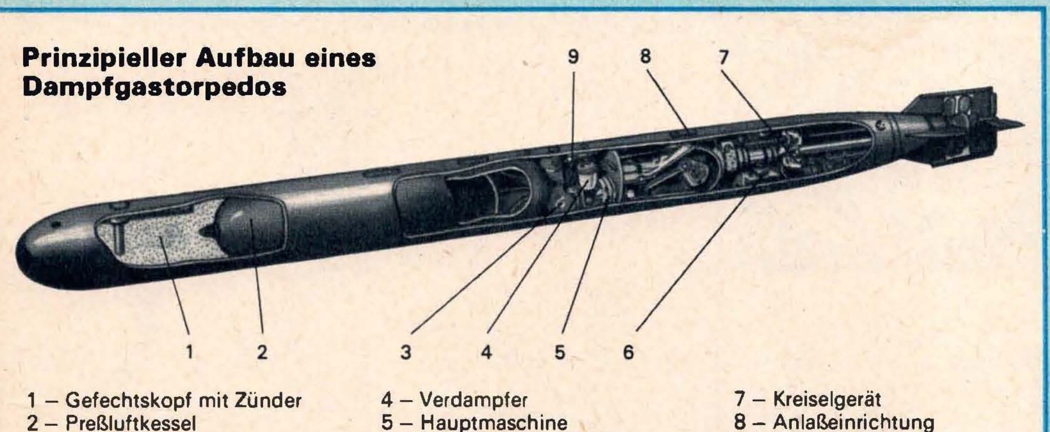


Ein Ubungstorpedo wird zum Laden an Bord des Torpedoschnellbootes übernommen.



Ferngelenkter Torpedo vom Typ NT-37 C (NATO). Bild unten: Leichtes Torpedoschnellboot der Volksmarine beim Schuß.

gastorpedo, haben wir eben näher beschrieben (siehe auch Prinzipzeichnung).
Der Elektrotorpedo entstand aus der Notwendigkeit, den Schuß zu tarnen und damit die Abwehr durch den Gegner zu erschweren. Insbesondere hing das mit der Weiterentwicklung der U-Boote zusammen. Neben dem Wegfall der Blasenbahn haben Elektrotorpedos noch den Vorteil, daß sie während des Laufs die Schwerpunktlage beibehalten und somit eine hohe Kursstabilität aufweisen. Auch laufen sie geräuscharm. Die Reichweite des Dampfgastorpedos allerdings erreichen sie nicht. In den letzten Jahren wurde deshalb der Schaffung neuer starker elektrischer Energiequellen, die den alten Bleiakku ablösen, große Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Produkt dieser Bestrebungen ist der Zink-Silber-Akkumulator, der die Möglichkeit bietet, Geschwindigkeit und Reichweite der Torpedos zu erhöhen.
Der Reaktivtorpedo entstand am Ende des zweiten Welt-



Prinzipieller Aufbau eines Dampfgastorpedos

1 – Gefechtskopf mit Zünder
2 – Preßluftkessel
3 – Brennstoffgefäß
4 – Verdampfer
5 – Hauptmaschine
6 – Tiefensteuermaschine
7 – Kreiselgerät
8 – Anlaßeinrichtung
9 – Kesselabsperrventil

krieges. Zum Einsatz kam er weder in der faschistischen Kriegsmarine noch bei der US-Navy, weil der neue Torpedo wegen seiner großen Geschwindigkeit steuertechnisch und hydrodynamisch nicht beherrscht wurde. Reaktivtorpedos haben keine Treibschrauben. Die Schubkraft wird vom Ausstoß der Verbrennungsstoffe erzeugt. Man kennt Motore, die ohne das sie umgebende Seewasser auszunutzen arbeiten (Feststoff- und Flüssigkeitsreaktivmotore) und Motore, die als Hydroreaktivmotore das Seewasser für die Schubkraft ausnutzen.

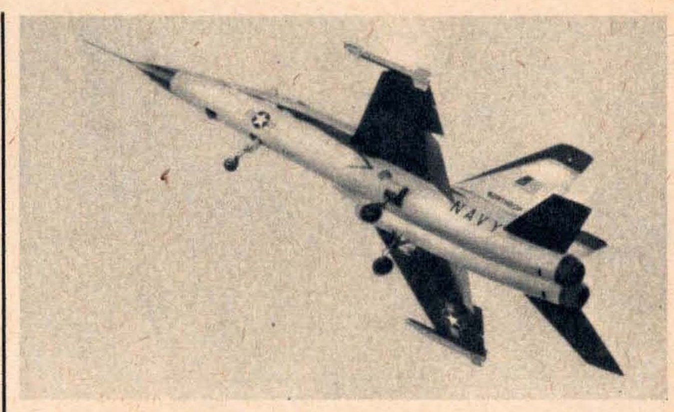
Beim Einsatz der Torpedowaffe nimmt die Fern- und Drahtlenkung immer mehr zu. Beide Typen können von U-Booten und Überwasserschiffen verwendet werden. Die Lenkung erfolgt von einem Lenkschützen bzw. durch aktive oder passive Zielsuchsteuerung. Mit diesen Verfahren sind Möglichkeiten des Nachlaufens gegeben, die wiederum die Treffwahrscheinlichkeit erhöhen.

Daß Torpedos auch mit Kernladungen versehen werden können, wurde eingangs bereits erwähnt. Sie sind besonders für schwere Ziele vorgesehen. Einer Richtung wird große Bedeutung beigemessen: den U-Abwehrtorpedos. Sie sind das Geheimnis der Flotten.

K. E.

Fotos: Manfred Uhlenhut (2), Bersch (1), Archiv (4)





Die Desertionen in der USA-Marine (U. S. Navy) haben einen neuen Rekord erreicht. Im Haushaltsjahr 1976 wurden dreimal mehr Marinesoldaten fahnenflüchtig als im vorangegangenen Steuerjahr und doppelt so viele wie im Vietnamkrieg. Insgesamt betrug die Quote der Desertionen in dieser Teilstreitkraft 24,8 auf je 1 000 Navy-Angehörige.

Materialfehler am Rumpf der B-1 veranlaßten den USA-Kongreß, die Serienproduktion für das neue Bombenflugzeug auszusetzen. Es war geplant, insgesamt 244 solcher Flugzeuge mit einem Stückpreis von 220 Millionen DM herzustellen. Die Gesamtkosten des Waffensystems sollen sich auf 54 Milliarden DM belaufen.

Die Streitkräfte Frankreichs setzen sich gegenwärtig aus 502 000 Mann zusammen: 331 000 im Heer, 102 000 in den Luftstreitkräften und 69000 in der Marine. In der Gendarmerie, die nach militärischen Gesichtspunkten gegliedert ist, dienen 73 000 Beamte. Die französischen Militärausgaben werden, dem neuen Sechsjahrplan der Regierung zufolge, von jetzt 17 auf 20 Prozent des Gesamtbudgets anwachsen. Unser Bild zeigt einen französischen Infanteristen mit der Panzerabwehrwaffe „Milan".

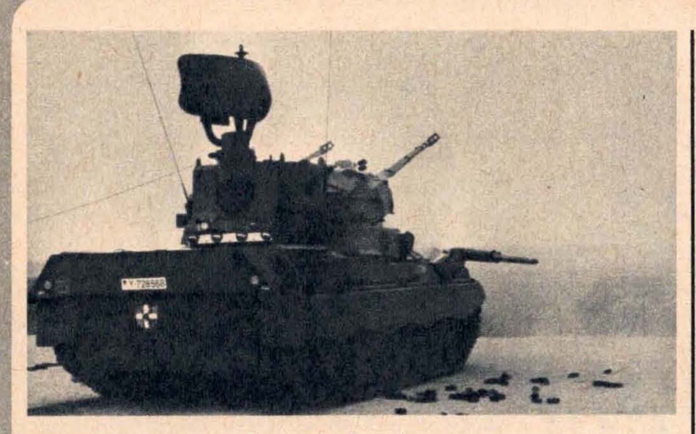
250 Jagdflugzeuge vom Typ F-18 will der USA-Flugzeugkonzern Northrop an den Iran verkaufen. Es handelt sich um eine für die Marineluftwaffe modifizierte F-17 (Foto). Die Maschine wird für die iranischen Bedürfnisse erneut modifiziert und soll von konventionellen Militärflughäfen aus operieren. Pressemeldungen zufolge ist der Iran bereit, die Entwicklung und Fertigstellung des neuen F-18-Typs zu finanzieren. Die Maschine soll zum erstenmal 1980 zu einem Stückpreis von 15,8 Millionen Dollar ausgeliefert werden, das entspräche insgesamt einem 4-Milliarden-Geschäft.

An Südafrikas Aufrüstung ist die BRD seit Jahren beteiligt. Die in Lusaka erscheinende „Times of Zambia" wies nach, daß die BRD sowohl die Raketenforschung als auch die Giftgasproduktion des Rassistenregimes aktiv unterstützt. Südafrika stellt schon seit einigen Jahren ein hochgiftiges Nervengas her, dessen Produktion ehemalige Zyklon-B-Spezialisten der IG-Farben besorgen, die im südafrikanischen Zweigwerk der Farbwerke Hoechst – einem der IG-Farben-Nachfolger – Unterschlupf gefunden haben. Die Konzerne Siemens und AEG–Telefunken liefern seit 1968 mit offizieller Billigung der BRD-Regierung ständig Ausrüstungen für die südafrikanische Flotte, darunter für das Projekt „Advokat"; das ist ein Funk- und Radarüberwachungssystem, welches für die NATO alle Schiffsbewegungen im südlichen Atlantik und im Indischen Ozean sowie die Flugzeuge in diesem Gebiet kontrolliert. Insgesamt gehören mehr als 300 südafrikanische Tochtergesellschaften von BRD-Unternehmen zu Monopolen, die em Rüstungsgeschäft beteiligt sind und auch Aufträge für die südafrikanische Armee ausführen.

Oman ist bereit, den Vereinigten Staaten auf seiner Insel Masirah im Indischen Ozean einen Militärstützpunkt einzuräumen. In einem Interview mit der Pariser Zeitung „Le Monde" erklärte Sultan Kabus, Masirah werde zwar in erster Linie als Ausbildungslager für die eigenen Truppen dienen, doch „falls die Vereinigten Staaten offiziell ein entsprechendes Gesuch stellen sollten, wird ihm die ganze Aufmerksamkeit zuteil werden, die es verdient".

Um die Unterzeichnung eines Stützpunktvertrages zu erreichen, übt die USA-Regierung Druck auf die Philippinen aus. Diese Beschuldigung sprach der philippinische Außenminister Carlos Romulo aus. Washington hatte vorgeschlagen, für die Benutzung der Basen eine Milliarde Dollar für Militär- und Wirtschaftshilfe über fünf Jahre lang zu bezahlen. Manila ist bereit, ein Abkommen über eine Milliarde Dollar Militärhilfe zu akzeptieren und über die Wirtschaftshilfe getrennt zu verhandeln.





420 Flakpanzer vom Typ „Gepard" (Foto) werden dem Heer der BRD-Bundeswehr bis 1980 zur Verfügung gestellt. Der Stückpreis beträgt rund sechs Millionen DM. Das milliardenverschlingende Programm ist Ende des vergangenen Jahres mit der Übergabe des ersten „Gepard" an die Bundeswehr angelaufen.

Eine erneute Erhöhung der Rüstungsausgaben auf Kosten des Sozial- und des Bildungsetats kennzeichnet den BRD-Haushalt für das laufende Jahr. In dem Ende Januar vom Schmidt-Kabinett verabschiedeten Haushaltsentwurf erhöhen sich allein die im Bundeswehretat ausgewiesenen Militärausgaben – von den in diversen Einzelposten versteckten anderen Rüstungsgeldern abgesehen – von 31,9 auf 32,3 Milliarden DM. Dagegen werden der Etat des Arbeits- und Sozialministeriums und die Ausgaben im Bereich von Bildung und Wissenschaft im Vergleich zum Vorjahr um eine Milliarde DM gekürzt.

Mindestens 215mal seit 1945 haben die USA in Verfolgung ihrer globalstrategischen Ziele direkt oder indirekt mit dem Einsatz ihrer Militärmacht gedroht bzw. von ihr Gebrauch gemacht. Das geht aus einer Studie der „Brookings Institution" hervor, die im Auftrag des Pentagon angefertigt wurde.

Die Zuständigkeit der Militärgerichte ist von der argentinischen Militärjunta wesentlich erweitert worden, außerdem wurde die Beschleunigung der Verfahren angeordnet. An die Stelle der Sondermilitärgerichte, die bisher nur für die Behandlung von Terrordelikten zuständig waren, treten ständige Militärgerichte. Diese werden auch die Aburteilung von „Subversionsakten" übernehmen, die bisher von ordentlichen Gerichten verhandelt wurden. Die Anwendung des Militärstrafgesetzes anstelle des zivilen Strafrechts bedeutet in der Regel Strafverschärfung.

Die Marinebasis der USA in Dschufeir (Bahrein) ist bis Juni dieses Jahres zu räumen. Diese Aufforderung richtete die Regierung von Bahrein an Washington. Bahrein hatte den Stützpunktvertrag bereits nach der israelischen Aggression von 1973 vorübergehend aufgekündigt. Pressestimmen zufolge ist der Entschluß Bahreins eine Folge der verstärkten Unzufriedenheit der arabischen Staaten über die amerikanische „Kanonenboot-Diplomatie", insbesondere die Unterstützung Washingtons für die israelische Expansionspolitik.

Nur in Details unterscheidet sich die amerikanische „Brigade 75", die auf dem Truppenübungsplatz Garlstedt (zwischen Bremen und Hamburg) aufgestellt wird, von den Brigaden der Bundeswehr. Dem Brigadestab direkt unterstellt sind eine Panzeraufklärungs- und eine Pionierkompanie. Außerdem werden zur „Brigade 75" gehören: zwei Panzergrenadier-Bataillone, ein Panzer-Bataillon, ein Panzerartillerie-Bataillon und ein Versorgungsbataillon. In die durch den Umzug der USA-Soldaten nach Garlstedt freiwerdenden Kasernen im Süden der BRD werden neue USA-Heeresverbände aus Ford Hood (Texas) ziehen, die ebenfalls zu einem neuen Kampfverband, der US-Brigade 76, zusammengefaßt werden.

IN EINEM SATZ

Gegen die früheren Verteidigungsminister Gui und Tanassi hat ein Untersuchungsausschuß des italienischen Parlaments, ebenso wie gegen den früheren Luftwaffenoberbefehlshaber General Fanali, die vorläufige Beschuldigung des Betrugs im Zusammenhang mit der Lockheed-Bestechungsaffäre erhoben.

Duke of Wellington, ein Nachfahre des Siegers über Napoleon in der Schlacht bei Waterloo (1815), ersteigerte sich auf einer Auktion in Monte Carlo für umgerechnet 95 000 Mark den Uniformmantel, den der französische Kaiser in jener Schlacht trug.

Die USA-Regierung hat das gegen Sudan verhängte Waffenembargo aufgehoben und erwartet nun sudanesische Bestellungen vor allem auf Lastwagen, Gewehre und Fernmeldeeinrichtungen.

Die marokkanischen Uranerzvorkommen von schätzungsweise 20 Millionen Tonnen sollen, König Hassan zufolge, nicht für militärische Zwecke verwendet werden.

Das Militärbudget der NATO-Länder ist 1977 um 11 Milliarden Dollar höher als im Vorjahr.

Außer der Reihe kauft die BRD-Bundeswehr von den USA militärische Ausrüstungen für fast 400 Millionen DM.

Der Geheimdienst des südkoreanischen Pak-Tschong-Hi-Regimes hofft, durch Bestechung US-amerikanischer Politiker genügend Stimmen in den USA für die Befürwortung künftiger Washingtoner Militär- und Wirtschaftshilfe gesichert zu haben, die sich für 1976 auf 450 Millionen Dollar belief.

Mitte dieses Jahres beginnt die Truppenerprobung des leichten Luftlandepanzers „Wiesel", den die BRD-Firma Porsche im Auftrag der Bundeswehr entwickelt hat.

Der Münchener Rüstungsbetrieb Krauss-Maffei hat durch den Verkauf des Panzers „Leopard 1" einen Umsatz von rund neun Milliarden DM erzielt und erwartet weitere drei Milliarden durch die Produktion des Modells „Leopard 2".



Im Gras liegen. Die Hände unterm Kopf. In den Himmel gucken. Du hörst richtig, wie es in der Luft flirrt vor Hitze. Du träumst von einem oder auch zwei Gläsern Bier. Nicht Flaschen. Gläser. Weil du dir vorstellst, wie es ins Glas gluckst und die Schaumkrone steigt. Aber dann bezwingst du dich. Legst Realismus an den Tag. Du wärst auch mit Quellwasser zufrieden.
Schließlich kommst du doch wieder auf die Schäfchenwolken. Es ist ganz so, als würdest du keine Uniform tragen, nicht die staubigen Knobelbecher für den Augenblick ausgezogen haben. Du brauchst nur den Kopf zu heben, dann siehst du sie.
Ich tue es. Zwischen den Autos rührt sich nichts. Unser Lager ist still. Und wären die Richtfunkantennen nicht, man könnte annehmen, es schläft alles.
Ich lasse mich zurückfallen, habe wieder die Nase steil in der Luft.
Plötzlich höre ich das Brummen meiner „Berta". Ich hab das in letzter Zeit öfter gehabt. Meine Entlassung kündigt sich an. „Berta" ist meine Diesellok. Sie rasselt mit Schrottwaggons und Kokillen durch die Gegend. Ich bin ihr Kutscher in einem Stahlwerk. Im Augenblick aber bin ich noch der Gefreite Kaufmann, Kraftfahrer in einer Nachrichteneinheit der Luftstreitkräfte, genauer, Fahrer des P3-Kübel, der neben dem Stabswagen steht. Mein Chef ist Major Richter. Wir sind mit einer großen Übung verschiedener Waffengattungen beschäftigt. Unsere Aufgabe, so habe ich herausgehört, ist fast beendet. Wir warten auf unsere Verlegung in Richtung Dienststelle.
Da glaube ich wieder „Berta" zu hören. Doch fehlt der singende Ton zum Brummen. Es brummt nur. Jäh bricht das Motorengeräusch ab.
Ich hebe den Kopf. Neben dem Wachzelt sehe ich die Aufbauten eines Ural. Es ist keines unserer Fahrzeuge. Also stehe ich auf, um nach dem Rechten zu schauen. Ich schlüpfe in meine Stiefel, wische mit ihnen durchs Gras und stapfe los. Der Ural ist ein Tankwagen. Er steht vor unserem provisorischen Schlagbaum. Der Posten steht vor dem Auto, als bewache er es. „Komischer Vogel!" ruft er mir zu, „was der wohl will, steigt nicht mal aus."
Ich öffne den Wagenschlag. Da kippt mir der Fahrer entgegen. Sein Stahlhelm schlägt mir gegen die Stirn. Denn ich hab ihn wie ein Mädchen aufgefangen, bin aber nicht auf den Beinen geblieben. Ich rapple mich auf und ziehe den kleinen Soldaten unter einen Baum.
Das Horn auf meiner Stirn ist gewachsen. Der Posten sagt nichts, und ich sage auch nichts. Ehe er sich besonnen hat, sprinte ich die zweihundert Meter zum Stabswagen in mindestens 25,8 und reiße die Tür auf. Major Richter hat ein Schläfchen gemacht, und seine Feldmütze sitzt ihm auf dem Hinterkopf. „Genosse Major, ein Tankwagen am Schlagbaum."
„Was für ein Tankwagen?"
Er nimmt die Mütze ab und fährt sich mit einem Taschenkamm durchs Haar. Vergeblich. Die Hinterhaupthaare richten sich wieder auf. Ohne Mütze sieht er wie ein Junge aus. Er blickt mich an.
„Genosse Kaufmann", sagt er, „wir haben doch nur per Funk gekämpft. Wer hat Ihnen die Beule verpaßt?"
Ich berichte leise, denn in der Ecke schnauft der Stabschef und schlägt verschlafen nach einer Fliege.
„Los!" befiehlt der Kommandeur. Er springt die eiserne Leiter hinunter und läuft los. Er legt ein scharfes Tempo vor. Ich halte mich einen halben Schritt hinter ihm. Von weitem sehen wir unseren dicken Feldscher. Er rennt auch, erstaunlich behend. Zu dritt beugen wir uns über den Soldaten. Major Richter winkt die Meldung des Postens ab.
„Hitzschlag", sagt der Feldscher. Und nach einer Weile: „Der Puls ist nicht gut."
Ich schaue in das schmale, spitze Gesicht des unbe-



kannten Soldaten. Flüchtig schießt mir durch den Kopf, daß es ein gewaltiges Ei wäre, würde ich noch kurz vorm Abschied von der Fahne krank werden. Aber dann denke ich: Der arme Kerl hat in seiner Hütte gesessen und nichts Schlimmes geahnt.
Der Feldscher hat den Jungen wach gekriegt. Er blickt uns an, macht seine Augen auf und zu, auf und zu. Dann bewegt er die Beine und will hoch. Der Major drückt ihn sanft nach unten. Ich sage: „Bist bei Fliegern, Freund, wir schaukeln das schon."
Der Soldat schüttelt den Kopf.
„Nichts", flüstert er. Und dann schon ganz kräftig: „Der Diesel muß zu den Panzern. Ich habe mich verfahren."
Nun liegt er wieder und sagt nichts. Er bewegt nur die Lippen.
Der Feldscher lädt ihn sich auf die Arme und geht los. Ich will mit Stahlhelm, Waffe und Teil I hinterher. Ich hab's aus dem Fahrerhaus geholt.
Da sagt der Major: „Gefreiter Kaufmann!" Er sagt es wie ein freundliches ‚Guten Morgen'. Das ist kein gutes Zeichen. Ich baue mich vor ihm auf und schaue ihn an. „Sachen wegschaffen, in fünfzehn Minuten bei mir!"
„Zu Befehl!"
Ich trabe los.
Ich habe es geahnt. Nun sitze ich in dem Autoelefanten. Kein Mensch konnte sich dran erinnern, daß ich mal als Kraftfahrer für Treib- und Schmierstoffe ausgebildet worden war. Nicht mal ich selbst. Aber so ein Kommandeur hat tausend Kleinigkeiten im Kopf. Mein Kaderspiegel gehörte dazu. Ich habe eine Aussprache hinter mir und eine Belehrung. Das ist zwei Stunden her.
Der Kommandeur sagte: „Genosse Kaufmann!" Und ich mußte mich setzen. Dann erklärte er mir die Manöverlage, sprach vom Stolz auf die Waffengattung, fuhr mit mir auf einem Meßtischblatt herum und ließ mich eine Faustskizze zeichnen. Und dann sagte er, was ich längst wußte: „Sie fahren den Tankwagen zu den Panzerleuten. Die warten darauf. Fünf, sechs Panzer können mit dem

Zeug ins Gefecht. Ohne sind sie nur Geschützstellungen."

Natürlich hatte ich zur Fahrt eine Meinung. Erstens, ich hatte nach der Ausbildung nie wieder einen Tankwagen gefahren. Zweitens, es war ein Risiko für mich. Vor einer Entlassung sagt man dazu ‚Schlamassel' oder ‚Verpfeif dich!' Drittens, ich hörte die „Berta" brummen und singen. „Berta" war was Solides. Aber der Tankzug eine Gleichung mit fünf Unbekannten.

Ich sagte nichts. Ich sagte: „Zu Befehl!"

In der Feldküche schwatzte ich dem Versorger eine Konserve ab. In meiner Feldflasche brachte ich Tee mit Zitrone unter, 35 Grad warm.

Die Belehrung nahm der Stabschef vor. Er hielt die Dienstvorschrift auf den Knien und guckte immer mal wieder rein. Sowas war ihm noch nicht untergekommen.

Fahrauftrag und Skizze klemmte ich hinter einen Hebel am Armaturenbrett. Ich fuhr ab. Keine Angst, ich bin schon wieder bei mir. Ich meine, man macht kein Gewese um eine Sonderschicht, obwohl mir der Sand auf dem Feldweg nicht gefällt, der vom Strand bei Heringsdorf stammen könnte.

Ich fahre, na sagen wir, mit heißem Hintern. Die Last schiebt, und der Boden gibt nach. Ich brauche Kraft, und der Wagen hat sie. Wenn ich mir vorstelle, hinten klebte noch ein Hänger...

Ich hänge fest. Tatsache, ich hänge fest. Ich brauche zwanzig Sekunden, bis ich aus dem Auto bin. Ich weiß natürlich, woran es liegt. Die rechten Zwillingsreifen hinten sitzen in einem baggermaulgroßen Loch.

Die Hinterachse liegt auf.

Ich stelle den Motor ab und schultere die Axt. Ich laufe immer schneller durch den gepflegten Kiefernwald und pfeife auf die Pflege, denn Unterholz finde ich erst nach zehn Minuten.

Dreimal laufe ich hin und her, bis die Unterlage fertig ist. Und als sie fertig ist, zeigt sich, daß die Stämmchen zerdrückt werden wie Streichhölzer. Auch gibt der Sand nach. Fünf Minuten Würgerei haben das Loch um das Doppelte vergrößert.

Mir rinnt der Schweiß Brust und Rücken herunter und sicher auch in meine Stiefel. Ich reiße die Kampfanzugjacke vom Leibe und das Hemd und stehe. Die Knie wackeln ein bißchen, als ich in die Sonne starre. Die Feldflasche trinke ich halb leer. Ich fasse an die heißen Reifen. Dann sitze ich auf der Wegböschung, die meinem leichten Handdruck nachgibt, und ich frage mich, ob ich überhaupt ankommen werde. Die stärkste Kiefer steht fünfzehn Meter entfernt. Fünf Axthiebe würden sie umhauen. Ich betätige die Seilwinde, streichle den Kiefernstamm, als ich das Seil um ihn lege. Ich öffne die Luke im Kabinendach, aber das hindert die Hitze nicht.

Ich fahre an, wie ich mir das Kinderwagenschieben

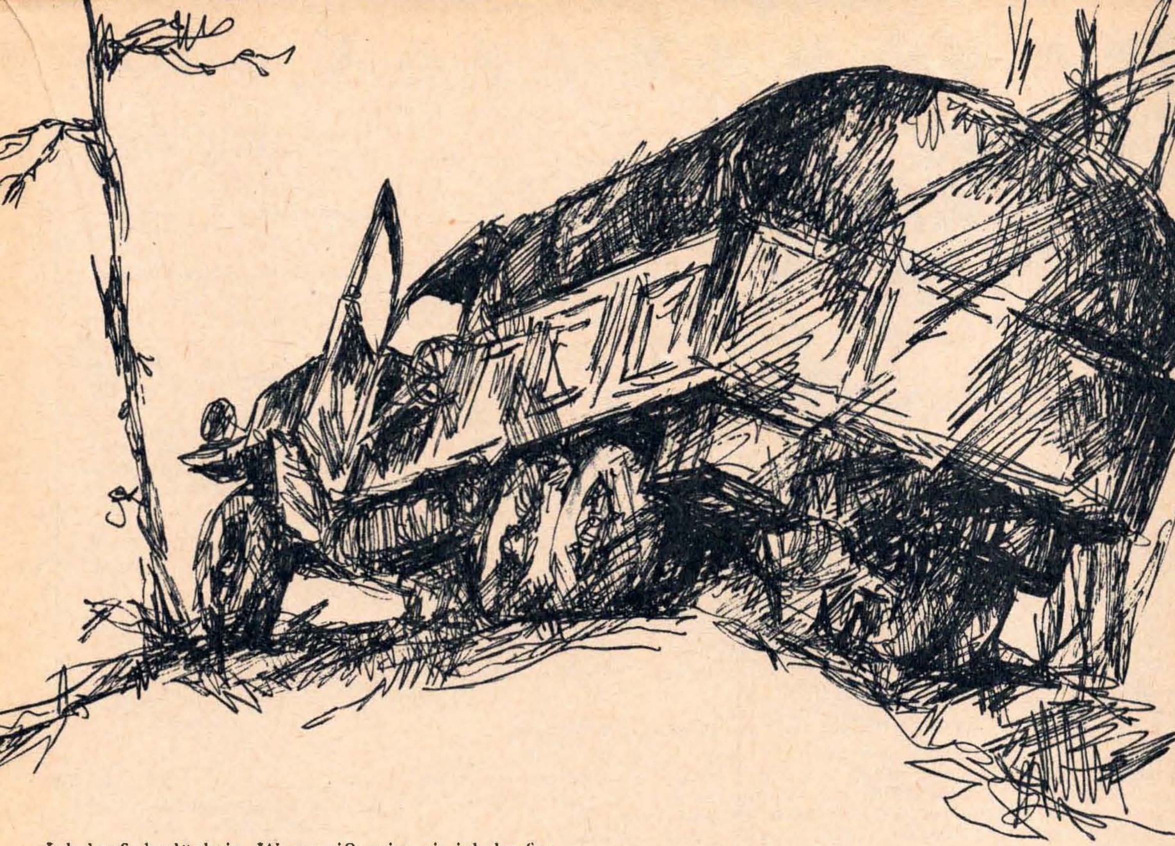


vorstelle. Zehn, zwanzig Zentimeter geht alles gut. Ich blicke auf die Kiefer. Ich verstehe nicht, daß sie jetzt einen Riß hat. Sie hält mich, aber ich nehme den Fuß vom Gas. Ich sitze wieder auf der Böschung. Mir ist so, als müsse ich die Stiefel ausziehen und mich langmachen. Ich rauche die erste Zigarette. Sie schmeckt nicht. Ich drehe sie zwischen den Fingern, wie mein Kommandeur es macht. Sie schmeckt trotzdem nicht. Ich muß an den Major denken, und wie er meinen stillen Protest übergangen hat: So ein Kerl, der Kaufmann, fährt P 3 wie ein Alter, kommt mit jedem Wagentyp klar, mit Kußhand nimmt den jeder andere.

Ich habe den stillen Verdacht, daß er mich zu einem Teil seines Ausweises gemacht hat.

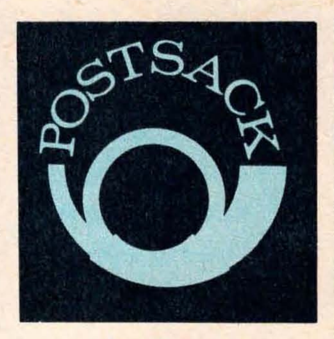
Ein Buntspecht klopft an einer mageren Kiefer. Nur das Klopfen und sonst Stille um meinen Tanker. Ich höre ein leises Tuckern. Ich springe auf und laufe zum Auto. Auf der Skizze ist eine ordentliche Straße nicht ausgewiesen. Nur diese Waldpiste, die ins Panzergelände führen soll.

Als ich mit meiner Waffe aussteige, steht das Tuckern klar in der Luft.



Ich laufe bedächtig. Wer weiß, wieweit ich laufen muß. Nach einer halben Stunde wird das Tuckern schwächer. Den Wald lasse ich hinter mir. Ich steige einen Lehmhügel hoch. Ich sehe: Wie ein Spielzeug so klein zieht ein überschwerer Traktor einen Pflug übers Feld. Ich sause los, hetze wie ein Hase über die Furchen und schwenke die MPi in der Hand.
„Hier hab ich keinen Angriff erwartet!" brüllt der Traktorist. Wie der Blitz ist er ausgestiegen und steht auf dem Riesenpflug, grinst und hebt die Arme.
Ich schultere meine Flinte und steige aus der Furche, in der ich stehe, und sage: „Gefreiter Kaufmann, von den Fliegern, Kumpel, du mußt mir helfen, ich bin mit meinem Dieseltanker stekkengeblieben, kupple ab und komm!"
Er antwortet, wahrscheinlich ist es Plattdeutsch oder anderes Ausland. Und dann sagt er richtig verstehbar: „Ein Flieger bist du und fährst Diesel, und sie fliegen jetzt mit Diesel, den setzen sie in ganzen Tankzügen ab. Das ist ja mächtig interessant." Aber er kuppelt folgsam ab. Wir schwatzen dies und das. In einer halben Stunde bin ich wieder flott und schon aus dem Wald. Er sagt noch: „Schade um die Kiefer." Ich verspreche ihm ein Dankschreiben, das er unbedingt haben will. Ich mache mich zurecht, ehe ich weiterfahre: Ich setze den Stahlhelm auf. Ich erreiche, ohne nochmal auf die Skizze sehen zu müssen, das Gefechtsfeld.

Ein SPW fährt auf mich zu und hält. Der Hauptmann läßt mich nicht zu Wort kommen. Er beordert mich mit einer Handbewegung wieder in die Kabine, bedeutet mir zu fahren und knurrt: „Vier Stunden überfällig. Wir sprechen uns noch. Sie betanken die zurückgebliebenen Panzer. Vorwärts!"
Ich fahre und kaue auf meiner Unterlippe herum und sage schließlich: „Das kann ich nicht."
Ich breche ab. Versteht mal, was kommt, ist unwichtig. Es ist nur, es sage mal einer: Das kann ich nicht! Wenn er kein Kindergartenkind mehr ist, und bis hierher hatte ich den Autoelefanten gebracht, und nun war Schluß. Der Hauptmann machte alles. Es ging in Windeseile. Er verschwand mit den Panzern.
Ich habe den Wagen in ihre Transporteinheit gebracht und ein bißchen erzählt. Sie wußten schon alles, auch von ihrem verirrten Soldaten.
Jetzt lauf ich mit ihrem Lob herum und mit dem von meinem Major. Er hat ein Schreiben ans Stahlwerk geschickt. Ich höre den Schichtmeister argwöhnisch sagen: Länger dürftest du dort nicht bleiben. Sie hättens fertig gekriegt und einen Kraftfahrer aus dir gemacht.
Na und?



Unsere Anschrift:
Redaktion Armee-Rundschau
1055 Berlin, Postfach 46 130

Ganz in weiß ...

Von Freunden hörte ich etwas über sozialistische Eheschließung von Armeeangehörigen. Gibt es dabei eine Unterstützung seitens der Dienststelle?

Werner Ziegenhorn, Altwarp

Der Kommandeur kann die Hochzeit unterstützen. Allerdings ist das nicht als seine Pflicht, sondern in jedem Fall als Auszeichnung des betreffenden Genossen zu werten.

Forderung

Noch mehr solche guten Beiträge wie „Unternehmen Weitsprung" in den Heften 9 und 10/76!

Heike Bedtke,
65 Gera, Feuerbachstr. 11

Kommt man in der NVA leichter zur 1 als in der Schule?

Meine Meinung zum Leserbrief von Claudio Merten in Heft 10/76 ist: Nein! Disziplin und Fleiß in der Schule sind gut, und wer das kann, der bekommt eben viele Einsen. So gesehen ist es bei der NVA ebenso. Wer Ordnung, Sauberkeit, Disziplin und Fleiß walten läßt, der bekommt auch gute Noten. Jeder Soldat weiß, um was es bei uns geht, darum strebt er Höchstleistungen an. Und deshalb, lieber Claudio, gibt es so viele Einsen.

Gefreiter d. R. Peter Lange, Dessau

In der NVA werden andere Anforderungen an die Soldaten gestellt als in der Schule an die Schüler. Es gibt für alle Ausbildungszweige Normen, die erfüllt werden müssen. Ich persönlich habe z. B. auf der Sturmbahn mit einer 5 angefangen. Ende des zweiten Diensthalbjahres schaffte ich die Note 1, aber nur durch andauerndes Training. Also geschenkt wird einem für die Note 1 nichts!

Gefreiter d. R. Mario Pfitzner

Erwischt!

Auf Euren Mittelseiten habt Ihr immer sehr gute Farbbilder mit militärischem Charakter. Mit ihnen können wir unseren Klub und die Unterkünfte interessant ausgestalten. Aber bis jetzt habt Ihr noch kein Farbfoto von einem SPW 40 P dabei gehabt. Das wurmt uns ein bißchen, da dieses Fahrzeug zu unserer Technik zählt.

Unteroffizier Klaus-Dieter Friese

Wir werden uns bessern.

Noch einmal zur „Qual der Wahl" (AR 10/76 und 2/77)

Ich möchte Edeltraud raten, ihre Freundschaft zu überprüfen. Vor allem, wer ihr mit seiner Bildung, seinen Interessen, seinem Verhalten und vielleicht auch dem Alter am nächsten steht. Dann werden doch einige Unterschiede zwischen acht Freunden sichtbar werden, und Edeltraud kann ihre Wahl treffen.

Carola Rolf (17), Hennigsdorf

„Mädchen in Uniform"

Ich habe im Heft 10 diesen Beitrag mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Der Brief von Silvia war ganz dufte geschrieben – so habe ich etwas von den Aufgaben und Verpflichtungen eines Mädchens in Uniform er-



fahren. Mein Wunsch ist es ebenfalls, einmal in unserer NVA zu dienen.

Renate Jarosch, Dermbach/Rhön

Wegweisend

Wie wird der junge Kommandeur von seinen Soldaten anerkannt? Wie verschafft man sich Autorität, Achtung und Vertrauen als Kommandeur? – Diesen und anderen Fragen galt das Interesse der Jugendlichen beim jüngsten Forum, das das FDJ-Bewerberkollektiv Halle-Süd durchführte. Aus ihrer kurzen Praxis beantworteten zwei junge Kommandeure des Truppenteils „Fritz Weineck" die vielen Fragen.

Oberstleutnant d. R. Schulze

Geeignete Wissensspender gesucht

Berufsoffizier werden und sich vorher im regen Schriftverkehr darüber informieren will Wolff-Rüdiger Herrfurth (8. Klasse), 1039 Berlin, Krossener Str. 35 a.

Was man als Taucher können muß und wie man es wird, möchte wissen: Jörg Leutner, 432 Aschersleben, Oberstr. 58.



Da ich ein zukünftiger Berufsunteroffizier bin, suche ich Briefwechsel mit einem Mädchen, das sich auch für die AR interessiert. Uwe Schlawitz (18), 962 Werdau, Stadtgutstraße 15

Ich möchte gern Funkerin oder Fernschreiberin werden in der NVA. Welcher Genosse oder welche Genossin, der bzw. die bereits in einer solchen Dienststellung ist, schreibt mir? Bettina Breuer, 301 Magdeburg, Raiffeisenstr. 23

Mein späterer Beruf wird Offizier sein. Deshalb wünsche ich mir einen Briefpartner, der das schon ist, Fachrichtung Panzerkommandeur. Karl-Heinz Tauche, 4321 Mehningen, Klosterstr. 8

Sich mit einem Fallschirmjäger schreiben möchte Unteroffizier d. R. Ralf Kölzow, 252 Rostock 22, Gdansker Str. 56.

Der Federwettstreit hilft

Ich bin VP-Angehöriger und habe nicht sehr viel Zeit zum Tanzengehen. Viele wichtige Aufgaben wollen gelöst werden und der Dienst fordert ein hohes Pflichtbewußtsein. Nicht jede Frau oder Mädchen erkennt dies, weiß daher auch nicht jede schwierige Situation zu meistern. Doch ich finde, Ihr versucht auch diesen Frauen klarzumachen, wie wichtig es für einen Soldaten ist, Vertrauen und Hilfe von seiner Partnerin zu erhalten.

Hannelore Gußus, Prenzlau

Jahresurlaub vor der Einberufung?

Wahrscheinlich werde ich im Mai als Unteroffizier auf Zeit einberufen. So steht die Frage, welchen Urlaubsanspruch ich vorher noch habe.

Jürgen Drechsel, Zwickau

Für die Zeit bis zur Einberufung haben Sie Anspruch auf anteilmäßigen Erholungsurlaub. Da Sie auch als Armeeangehöriger Urlaub entsprechend Ihres Dienstverhältnisses zu beanspruchen haben und erhalten, wäre es ungerechtfertigt, im Betrieb bereits den ganzen Urlaub für 1977 zu gewähren.



Recht auf hundert Seiten

Ich habe von einer neuen Buchreihe gehört, die jedem in allgemeinverständlicher Art Rechtsfragen erläutert. Können Sie mir mehr dazu sagen?

Ilona Wagner, Potsdam

„Recht in unserer Zeit" heißt diese neue Reihe vom Staatsverlag der DDR, zum Preise von 2 Mark. Bisher sind in praktischer Taschenbuchform erschienen: Macht und Recht – Einheit oder Gegensatz?; 100 Fragen zum Kauf; Nur ums Strafen geht es nicht; Rund ums Wohnen; Unser neues Zivilgesetzbuch. Weitere Hefte sind in Vorbereitung.

Bunte Vögel

Ich interessiere mich besonders für den Flugzeugmodellbau und damit für den Anstrich von Flugzeugen. Gibt es zu diesem Problem allgemeine Richtlinien?

Burkhard Sankat, Pritzwalk

Grundregeln des Anstrichs von Militärflugzeugen sind: Tarnanstrich für Erdkampfflugzeuge (Oberteil farbig gescheckt, Unterteil hellblau), Seekampfflugzeuge seegrün oder blau, alle anderen je nach Einsatzzweck. Jäger und Überschallbomber werden auch ohne farbigen Anstrich, sondern silberfarben wie ihre Außenhaut geflogen. Die allgemeine Tendenz ist eine mehrfarbige Tarnung. Ansonsten legt jede Armee selbst fest, wie Anstrich, Nummer und Hoheitsabzeichen angebracht werden.



AR-Markt

Ich suche das Buch „Flugboote des zweiten Weltkrieges" von Ulrich Israel sowie anderes Material über Flugzeuge des ersten und zweiten Weltkrieges.

Thomas Bodenstein, 3251 Schneidlingen, Lochstedter Str. 7

Typenblätter aus AR, „Militärtechnik", „Volksarmee" und „Fliegerrevue" sowie Tafeln mit Uniformen, Rangabzeichen, Erkennungszeichen an Flugzeugen, AR-Technikporträts, AR-Waffensammlung bietet Mario Schlesier, 409 Halle-Neustadt, 334/3.

AR-Jahrgänge, auch einzeln, von 1965 bis 1974 verkauft F. Heinitz, 9291 Arrab, Nr. 11.

Kriegsschiffstypen nach 1910 kauft Peter Seitz, 409 Halle-Neustadt, Block 324/2.

AR von 1965 bis 1970 bietet zum Tausch gegen Fliegerkalender von 1965, 1967–1971 Rainer Müller, 7572 Döbern, Forster Str. 35.

Die AR, seit ihrem Bestehen, sucht Hermann Bobzin, 285 Parchim, Philipp-Müller-Str. 5/6 EOS.

Die AR-Jahrgänge 1971 bis 1974 sowie Heft 5, 8, 12/75 fehlen G. Daniel, 252 Rostock 22, Hermann-Matern-Str. 10.

Ausgeklammertes

Wenn der Vati nicht aufpaßt, ist die AR bei unseren Kindern verschwunden, oder die Mutti ist beim Lesen.



Mein Vorschlag – liefern Sie für die Zukunft eine AR ohne Heftklammern, damit jeder zur gleichen Zeit darin lesen kann.

Birgit Urbanek, Aschersleben

Suchanzeige

Was ist aus den Genossen der 3. Kompanie der VP-Schule Zittau geworden, die mit mir 1949/50 zusammen die damalige Offiziersschule besuchten?

Major d. R. Gerhard Beyer,
701 Leipzig, Brüderstr. 4,
Tel. 20 01 29

Krankengeldprobleme

Was geschieht, wenn ich über den Entlassungstag hinaus krank sein sollte?

Gefreiter Jörg Küchler

In diesem Fall werden Krankengeld und Lohnausgleich entsprechend den Rechtsvorschriften durch die Sozialversicherung bzw. den Betrieb gezahlt. Die Berechnung dieser Leistungen erfolgt auf der Grundlage des Durchschnittsverdienstes im letzten Jahr vor der Einberufung.

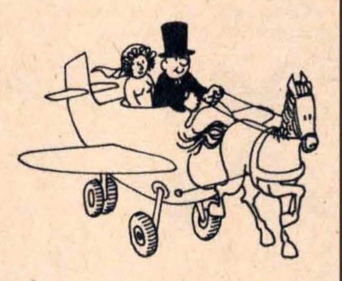
Post aus Oknitza

...erhielten wir von Wladimir Baranow. Er ist 30 Jahre alt, ledig, und möchte gern mit einem jungen Mädchen korrespondieren. Seine Adresse: Moldauische SSR, pos. Oknitza, ul. Kotowskogo 38

Hochzeitssorgen

Ich bin mit einem Leutnant der Luftstreitkräfte verlobt, wir wollen in diesem Jahr heiraten. Unser Wunsch ist es, in einer Hochzeitskutsche zum Standesamt zu fahren. Es soll jedoch eine sozialistische Eheschließung werden. Ist es meinem Verlobten trotzdem gestattet, mit mir in einer Kutsche zu fahren?
Ramona K., Schneeberg

Ihrer Absicht steht nichts im Wege.



Verlierer – Achtung!

Am Sonnabend, dem 23. 10. 1976, fand ich in 801 Dresden, vor dem Grundstück Budapester Str. 33, mitten auf der Fahrbahn eine neue schwarze Reisetasche. Laut Kassenzettel wurde diese Tasche am selben Tag im „CENTRUM-Warenhaus" zum Preis von 45,30 Mark gekauft. Der Inhalt besteht aus 12 grauen Armee-Halsbinden, acht Paar grauen sowie drei Paar schwarzen Socken. Abzuholen bei
Marianne Scharmer, 801 Dresden, Budapester Str. 33 II

Neues zur Unterhaltsverordnung

Die Ehefrauen von Soldaten im Grundwehrdienst erhalten unter bestimmten Voraussetzungen monatliche Unterhaltsbeträge. Ich hörte, daß es dazu eine Neuregelung gibt.
Anneliese Kühn, Leipzig

Sie haben recht. Die Unterhaltsbeträge machen für erwerbsunfähige Ehefrauen 250 M, für erwerbsfähige Ehefrauen 100 M und für jedes unterhaltsberechtigte Kind 45 M monatlich aus. Bisher wurden sie nur dann in voller Höhe gezahlt, wenn das monatliche Nettoeinkommen der Ehefrau die Summe von 300 M nicht überstieg; seit dem 1. 11. 1976 wurden dafür 350 M festgesetzt. Liegt es darüber, werden die Unterhaltsbeträge um 50% des 350 M übersteigenden monatlichen Nettoeinkommens gekürzt. Die Neuregelung ist im Gesetzblatt der DDR, Teil I, Nr. 42/1976 enthalten.

Es kalenderte sehr

Ich lese die AR seit 1963 und habe somit schon einige Veränderungen und Verbesserungen des Soldatenmagazins miterlebt. Den AR-Kalender 1977 im Dezemberheft 1976 halte ich für die bisher beste Idee der Redaktion, die fortgesetzt werden sollte. Kopfzerbrechen bereitet mir nur das Aufhängen des Kalenders.
Gerhard Dieter Fleischer, Derenburg

„Gerd und Gerda"

Mit besonderem Interesse habe ich diese Fortsetzungsgeschichte von Walter Flegel gelesen. Da es ja schwermöglich ist, die ganzen Hefte aufzuheben, um einen Zusammenhang zu haben, möchte ich anfragen, ob die Geschichte auch als Buch bzw. Erzählungsband erscheint?
Kristina Heidrich, Nauen

In nächster Zeit ist das leider nicht vorgesehen.



Im Oktoberheft stand's

Auch ich habe, wie der Gefreite d. R. Roland Kirpal (AR 10/76, S. 16), im VEB CKB Bitterfeld, Betriebsteil Wolfen, gearbeitet. Jetzt versehe ich meinen Dienst als Unteroffizier auf Zeit bei der NVA. Leider habe ich keine enge Verbindung mehr zu meinem Betrieb, obwohl mir sehr daran gelegen wäre. Vielleicht schreibt mir einer meiner ehemaligen Kollegen mal?
Unteroffizier Jürgen Hennig



Versickert Kultur im Sand des Übungsgeländes?

Das war das Thema unserer Umfrage in Heft 11. Feldwebel d. R. Edgar Pohlan schrieb uns dazu:

Man muß zunächst einen Unterschied zwischen Übung und Feldlager machen. In den Feldlagern haben wir vor den Zelten eine Art Steingarten angelegt. Es gab die verschiedensten Motive, um darzustellen, wer in dem Zelt wohnt. Mit Sport und Spiel haben wir manchen Abend verbracht, obwohl wir frühzeitig wieder 'raus mußten. Auch die kurzen Gespräche mit unseren sowjetischen Freunden haben uns viel gegeben. Leider war die Zeit meist viel zu kurz dafür.

Kleine Bekleidungslehre

Tragen Fähnriche Achselschnüre wie Offiziere oder Repräsentationsschnüre, und welche Farbe haben die Achselschnüre für Generale der NVA?
Dieter Klein, Jena

Da Fähnriche keine Offiziere sind, tragen sie weder das eine noch das andere. Ausnahmen machen nur Fähnriche in Ehrenkompanien des Wachregiments der NVA und in Musikkorps der NVA. Die Achselschnüre von Generalen sind goldfarben.

Zum Reservistenwehrdienst

...werde ich demnächst einberufen. Welche Regelungen gelten da eigentlich zwischen dem Einberufenen und dem Betrieb?
Werner Steuck, Halle

Ihr Betrieb ist verpflichtet, Sie zur Teilnahme am Reservistenwehrdienst von der Arbeit freizustellen. Aus der Ableistung dieses Dienstes dürfen Ihnen keine Nachteile hinsichtlich des Arbeitsrechtsverhältnisses und des Arbeitsplatzes entstehen.

Schriftliches

Dirgis Selig (17), 8312 Heidenau, Platz der Freiheit 10 – Hannelore Gußus (26, mit Tochter), 213 Prenzlau, Heinrich-Heine-Str. 32 – Ingrid Kurth, 7031 Leipzig, Miltitzer Str. 8 – Monika Slionjek (32, 3 Kinder, geschieden), 4372 Mennewitz/Aken, Elbe 9 – Jutta Bullert (18), 4101 Dieskau, Döllnitzer Str. 4 – Petra Rokohl (18), 4301 Ausmusstedt, LWH – Karin Vierrath (18), VE KIM SZMK 13 Eberswalde-Finow 1, Baracke I, Wohnlager – Viola Thäle (20), 13 Eberswalde-Finow 2, Bahnhofstr. 20a, Zimmer 307 – Monika Pfeiffer (18), 1291 Seefeld/Mark, Krummenseer Chaussee 19 – Renate Rüdiger (30, 2 Söhne), 825 Meißen, Am Langen Graben 24 – Sigrid Pfeiffer, 425 Lutherstadt Eisleben, Sangerhäuser Str. 43 – Sybille Meier (19) und Angelika Lange (19), 22 Greifswald, Joliot-Curie-Str. 2b – Sigrid Wolf (19), 784 Senftenberg, Großenhainer Str. 57, Ing.-Schule „Ernst Thälmann", K76/2 – Regina Walter (19, Medizinstudentin), 8142 Radeberg, Pillnitzer Str. 8 – Ingelore Knobloch (18), Ortsteil Bahlen HN 34, 283 Boizenburg – Gisela Breier (verw., 5 Kinder von 3–12 Jahren), 2061 Neu-Schönau.

Reservist



...nennt Hans-Joachim Bünger aus Rostock seine kleine Kostprobe. Er ist 23 Jahre alt und von Beruf Stahlwerker. Mit der Karikatur beschäftigt er sich seit zwei Jahren. An seine Armeezeit bei der Volksmarine denkt er nicht nur mit dieser Zeichnung gern zurück.

Auf Traditionssuche

Ehemalige Angehörige der Deutschen Grenzpolizei aus dem Bereich Obersachswerfen und Liebenrode sucht Claus Häusler, 5501 Liebenrode, Postfach 59307, Traditionszirkel. Er ist auch interessiert an Uniformen und Effekten der Deutschen Grenzpolizei aus den Jahren 1946 bis 1961.



Offiziere des Fliegeringenieurdienstes

Die Fliegergattungen der Luftstreitkräfte der NVA sind mit modernen Überschalljagdflugzeugen, Transportflugzeugen und Hubschraubern ausgerüstet. Sie erfüllen unterschiedliche Aufgaben. Der Fliegeringenieurdienst hat die Gefechtshandlungen der Luftstreitkräfte ingenieurtechnisch sicherzustellen sowie bei der Gefechtsausbildung die Aufgabe, die Flugzeug- und Hubschraubertechnik technisch einsatzbereit zu halten, die richtige Nutzung, Wartung und Instandsetzung der fliegertechnischen Ausrüstung zu garantieren.

Berufsoffiziere des Fliegeringenieurdienstes werden für verschiedene Profile ausgebildet. Das sind: Zelle/Triebwerk; Elektrospezialausrüstung; Funk/Funkmeßausrüstung; Flugzeugbewaffnung.

Wer diesen Weg einschlagen will, sollte sich klar darüber sein, daß er einer Reihe spezifischer Anforderungen gerecht werden muß. Unter anderem bedarf es der Fähigkeit, die Unterstellten politisch-ideologisch zu erziehen sowie sie militärisch-fachlich auszubilden. Hohes Verantwortungsbewußtsein bei der Arbeit an der Flugzeug- und Hubschraubertechnik ist ebenso gefragt wie ausgezeichnete mathematisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse, organisatorische Fähigkeiten und entschlossenes Handeln. Gesundheit und physische Kondition werden verlangt, weil viele Arbeiten im Freien, unter allen Witterungsbedingungen und unter Lärmeinwirkung ausgeführt werden müssen.

Vorteilhaft für die Ausbildung in diesen Profilen ist der Facharbeiterabschluß als Facharbeiter für BMSR-Technik, Fahrzeugschlosser, Betriebsschlosser, Montage- und Maschinenschlosser, Anlagenmonteur, Maschinen- und Stahlbauer, Uhrmacher, Facharbeiter für Datenverarbeitung, Elektromonteur, Fernmeldemonteur und ähnliche Berufe.

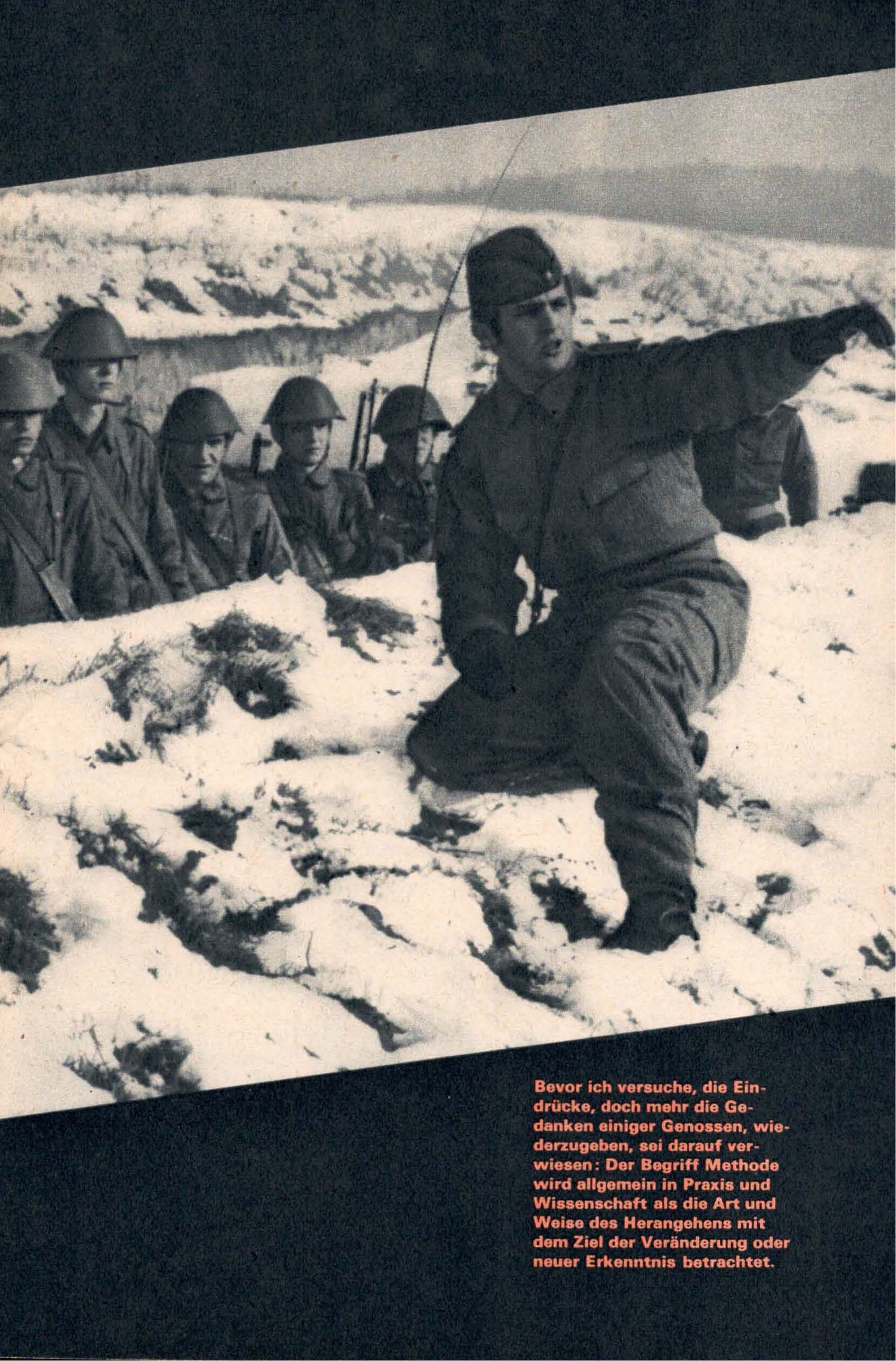
Die Ausbildung in diesen Profilen erfolgt an der Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring" in Kamenz. Sie umfaßt für Absolventen der EOS den Erwerb eines Facharbeiterabschlusses innerhalb eines Jahres und des Hochschulabschlusses in einer dreijährigen Ausbildung an der OHS; für Facharbeiter mit Abitur den Erwerb des Hochschulabschlusses an der OHS; für Facharbeiter mit 10-Klassenschulbildung den Erwerb der Hochschulreife und des Hochschulabschlusses nach dreijähriger Ausbildung an der OHS.

Der Absolvent der Offiziershochschule wird in der ersten Offiziersdienststellung eingesetzt. Ein späterer Besuch der Militärakademie ist möglich.

Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA. Interessenten können auch über die AR ein Informationsmaterial erhalten.

Da stürmten Kompaniechefs, Zugführer und Gruppenführer im Truppenteil „Robert Uhrig" als MPi-, IMG- oder Panzerbüchsenschützen Verteidigungsstellungen, bezogen Gräben, Deckungen und Stützpunkte. Ihr Tun galt der Vorbereitung der nächsten fünf Ausbildungsmonate, dem Suchen nach dem richtigen methodischen Weg und der Erlangung einheitlicher Ansichten zur Gefechtsausbildung im Truppenteil. Ich beobachte den instruktiv-methodischen Lehrgang der Unteroffiziere. Keiner der „Soldaten" in den stürmenden Schützenketten schonte sich. Trotzdem fragten diese Unteroffiziere:

„...warum werden wir wie Soldaten ausgebildet?"



Bevor ich versuche, die Eindrücke, doch mehr die Gedanken einiger Genossen, wiederzugeben, sei darauf verwiesen: Der Begriff Methode wird allgemein in Praxis und Wissenschaft als die Art und Weise des Herangehens mit dem Ziel der Veränderung oder neuer Erkenntnis betrachtet.

Ein langer Rücken ist es, der für sie herhalten muß. Lothar Seidel kennt jeden seiner Quadratzentimeter, hat ihn bergan und bergab bestürmt. Bergan mit schnellem Atem, die Steigung hat es in sich. Bergab oft mit Vorsicht, weil die lößhaltige Erde bei Nässe wie Schmierseife glitscht und klebt. Meist ist sie naß. Auch heute. Zunehmend zerfließt die erste dünne Schneeschicht des Jahres. Lothar Seidel achtet nicht auf den Matsch, stapft lustlos über den Acker. Er fühlt sich an der falschen Stelle gefordert. Unteroffizier im sechsten Diensthalbjahr ist er. In seinem letzten. Er bringt alle Normen. Verdammt nochmal, er kann einfach der Art des Lehrgangs nichts abgewinnen. Nur die MPi zu halten, zu laufen und sich für das Überwinden eines aktivierten Abschnittes in der Tiefe der gegnerischen Verteidigung – der sich heute natürlich wie so oft, 300 m vor der einzelstehenden Birke befindet – den Schutzumhang überzustülpen, das ist für ihn zu wenig. Da kann doch für einen Gruppenführer mehr drinstecken. Hinter dem Wie, steckt da nicht auch ein Warum?
Mechanisch knöpft Lothar Seidel an seinem Umhang. Er jedenfalls nimmt sich vor, mit seinen Soldaten anders zu verfahren. Ihnen will er es besser aufbereiten. Sie sollen die ganze Handlung überschauen können. Das wird nicht allein vom bloßen Rauf- und Runterrennen kommen. Und er wird auch hier nicht nur den Nebeltopf werfen und dann zur Eile treiben, damit sie die Norm schaffen. Sie sollen begreifen, warum sie schnell sein müssen. So gut er kann, wird er Wirkung und Eigenschaft bestimmter Kampfstoffe erläutern. Aber wie macht man es, daß der Soldat zu seiner körperlichen Anstrengung – unter Schutzmaske und Umhang schafft man sich ganz schön – einen Zwang spürt?
Wie kann er fühlen, wovor er sich bewahren muß?
Der Anblick des mit einer Stoppuhr vor ihm stehenden Leutnants reißt Lothar Seidel aus seinen Gedanken. Eine Eins quittiert ihm dieser. Unteroffizier Seidel hat keine Freude dran, denn er weiß, seine Fragen wird ihm heute keiner beantworten.



Wolfgang Kortylak läuft als Sechster in der Schützenreihe. Fast einen Kopf kleiner als der die Reihe anführende Seidel, hat er heute immer wieder einen Schritt zuzulegen. „. . . Schützenkette vorwärts!" Ohne auf den Weg zu achten, dreht Wolfgang Kortylak den Kopf weit nach rechts. Werden sie es nun alle begriffen haben . . .? Auf der Unteroffiziersschule hatte er gelernt, von den zwei IMG der Gruppe sichert eins die Naht zum linken Nachbarn. Das andere IMG befindet sich während des Sturmangriffs rechts neben dem Gruppenführer. Hier in seinem Bataillon wurden aber bisher beide IMG an die Flanken der Schützenkette befohlen. Noch heute ist ihm die Erklärung an der Unteroffiziersschule für die erste Variante geläufig: Eine der wirksamsten Waffen der Gruppe hat die linke Nahtstelle zur Nachbargruppe zu sichern und nur wenn die rechte Flanke offen ist, sollte dort das andere IMG stürmen. Wenn immer an den Flanken die IMG wären, würden sich immer zwei nebeneinander befinden. Das ist nicht nötig. Dringend braucht aber die Gruppe beim Durchlaufen der Gasse Feuerschutz. Wesentlich schneller kann dann der rechts neben dem Gruppenführer laufende IMG-Schütze die Spitze der zur Schützenreihe zusammengezogenen Kette übernehmen, und den Gegner in der Stellung niederhalten. Gegen diese Logik sprach nun mal die bislang hier praktizierte erste Variante.
Wolfgang Kortylak kann nicht weit genug nach rechts sehen. Er muß nach links außen, neben das IMG laufen. Er sieht aber doch noch, einige Unteroffiziere sind anscheinend verwirrt. Genau wie die Soldaten, nicht anders reagieren sie, denkt er. Plötzlich verlangte Änderungen hegen Zweifel. Vor allem dann, wenn man sie nicht genügend erklärt hat. Es läßt ihn die Frage nicht los, warum hat man sich hier die Zeit nicht genommen, einmal im Gelände die Vorteile zu demonstrieren? Ihm hätte es Spaß gemacht und besser gelernt hätten alle. Wieder riskiert er einen weiten Blick nach rechts. Ja, nun nach

Unteroffizier Kortylak



Unteroffizier Seidel



kurzem Zögern haben alle die befohlene Ordnung eingenommen. Rechts neben dem Gruppenführer läuft ein IMG-Schütze. Sie erhöhen das Tempo. Die Abstände stimmen. Ordentlich werden die Kommandos durchgegeben. Unteroffizier Kortylak spürt ein wenig Genugtuung. Aber ob sich das alles so nach einem Mal über den Acker laufen durchsetzen wird?



Sie werden nach der Methode Gefechtsexerzieren Elemente aus dem Komplex II für mot. Schützen trainieren. Als wesentliche Schwerpunkte nennt der Major die Feuerleitung in der Gruppe, und die Führung der Gruppe in der Verteidigung. Auch seine forsche Stimme kann dem Schauer, der die Angetretenen im kalten Nordwind befällt, nicht Einhalt gebieten. Über Nacht ist der Schnee endgültig getaut. Hat er den Bergrücken vollends durchweicht. Der glitschige Löß haftet an den Stiefeln. Schwer und tapsig steigen sie den Hang hinauf. Regen peitscht in die Gesichter. Hartmut Zaumseil führt die Reihe an. Sie gehen von einem Ausbildungsplatz zum anderen. In einer warmen Stube möchte er jetzt sitzen. Wenn nur die Nässe und der Wind nicht wären. Daß aber auch gerade jetzt der Wettereinbruch kommen mußte. Der Lehrgang ist nötig. Er empfindet ihn als Auffrischung seiner Kenntnisse. Manchmal scheinen es Kleinigkeiten zu sein,



wie die Sache mit dem Seitengewehr. Einige wollten heute, vielleicht hatten sie sogar immer so ausgebildet, schon in der Gruppendeckung, während des gegnerischen Feuerüberfalls, das Seitengewehr aufpflanzen. Noch einmal hatte es ihnen der Ausbilder eben gesagt: Erst raus, dann zuerst die Waffe nachladen, danach das Seitengewehr aufpflanzen und nicht vergessen die Handgranaten bereitzulegen. Ehrlich bestätigt sich Hartmut Zaumseil, ausgelernt habe auch er noch immer nicht, trotz fast einem Dutzend solcher Lehrgänge, an denen er teilnahm. Wie man so sagt, ein jeder hatte seine Schwerpunkte. Dieser hier, das sah ein Blinder, konzentrierte sich auf besseres Schießen in den Gruppen.
Hätte man ihn in seinen fünf Diensthalbjahren gefragt, wie und wo er das Feuer seiner Gruppe leite? Seine Antwort wäre etwa so gewesen: hauptsächlich durch Zielzuweisungen im Sturmangriff oder in der Verteidigungsstellung. In diesen Tagen begriff er, die Ansichten über die Feuerleitung hatten sich erweitert. Egal ob Angriff oder Verteidigung, man durfte sie nicht mehr als etwas auffassen, was nur zu einem bestimmten Zeitpunkt nötig war.
Immer wieder wurde hier ja darauf hingearbeitet zu verstehen, Feuerleitung beginnt gleichzeitig mit Vorbereitung auf das Gefecht. Noch vor Beginn der Bewegung, bei der Organisation des Kampfes, muß der Gruppenführer auf die Schützen der einzelnen Waffen Einfluß nehmen. So dem Richtlenkschützen sagen, wie er etwa das Entfalten der Gruppe zu sichern habe, die IMG-Schützen auf das Durchlaufen der Gasse vorbereiten, die Panzerbüchsenschützen auf panzergefährdete Richtungen vorbereiten. Ja, sogar die ständige Sorge des Gruppenführers um die Einsatzbereitschaft aller Waffen ist quasi schon wirksame Feuerleitung. Nicht nur der Gruppenführer, die ganze Gruppe ist an der Feuerleitung beteiligt, wenn sie es versteht, das Gefecht aufmerksam zu verfolgen. Noch während Hartmut Zaumseil den Hang hinaufstiefelt, faßt er den Entschluß. Es wird nötig sein, mit der Gruppe auch im kommenden Halbjahr mehr für das Schießen zu tun. Er wird die Taktikausbildung dazu nutzen. Ein Widerspruch? Hartmut Zaumseil hat am eben verlassenen Ausbildungsplatz noch ähnliches gedacht, als der dort leitende Hauptmann es so formulierte. Aber je länger er jetzt darüber grübelt, um so klarer wird ihm: Wo könnten seine Genossen besser panzergefährdetes Gelände



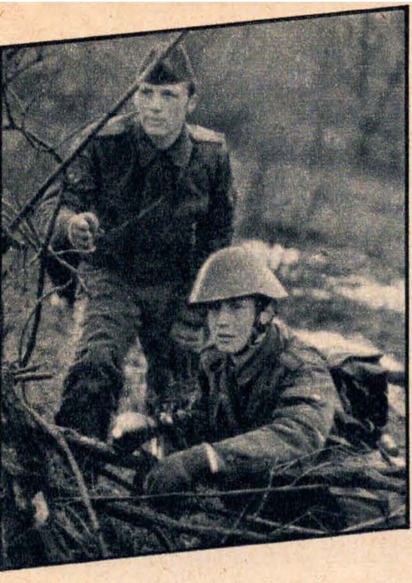
erkennen lernen, Entfernungen schätzen, Ziele ausmachen . . . ? Sie haben den neuen Ausbildungsplatz erreicht. Unteroffizier Zaumseil meldet die Ausbildungsgruppe dem schon wartenden Leutnant.



Gegen Mittag ist es dunkler als am Morgen. Die Wolken hängen greifbar nah. Aus ihnen regnet's, schloßt es, gießt es. Sturm peitscht die Nässe weiter in Gesicht und Nacken. Keiner hat mehr eine trockene Faser am Leib. Immer wieder streifen sie mit beiden Händen Schlamm vom Körper. Keiner ist zimperlich, keiner schont sich. Auch Reinhard Bohlmann springt. Zwei, drei Schritt – hastig sucht er nach einer Delle, einer Vertiefung. Findet sie. Der Schlamm spritzt ihm nur so um die Ohren. Das nächste Kommando gilt wieder ihm, wieder springt er auf.
Viel braucht er nicht hinsehen, wenn er so über das Gefechtsfeld läuft, von dem er hier jeden Stock und Stein kennt. Fünf Diensthalbjahre lang hat er diesen Acker zusammen mit seiner Gruppe „studiert". Freilich, es waren immer neue Gesichter dabei. In den nächsten Tagen werden sie hier wieder beginnen. Aber die Trauben hängen diesmal höher. Nach der neuen Wettbewerbsordnung zählen für das Bestenabzeichen nur noch Zweien und Einsen. Die „Verlegenheitsdrei" in irgendeinem Fach, etwa in MKE oder Schießen – darf nicht mehr dabei sein. Verstößt einer gegen die Disziplin, dann ist für ein halbes Jahr der Traum vom Besten aus. Auch die Dienstälteren, zweites und drittes Diensthalbjahr, müssen mehr bringen. Ihre Normen für das Bestenabzeichen liegen jetzt höher.
Er wird, so sinniert Reinhard Bohlmann, in der Gruppe noch differenzierter arbeiten müssen, so etwa in Leistungsgruppen. Dahin geht die Orientierung. Differenziert – Leistungsgruppen. Reinhard Bohlmanns Gedanken spielen um diese Begriffe. Wär' schön gewesen, wenn man es auf diesem Lehrgang auch so gehalten hätte. Er konnte und wußte mehr, als die eben vor Tagen von der Unteroffiziersschule zuversetzten Genossen. Das war Fakt. Wenn er so dachte, trat er doch keinem zu nahe. Und in den paar Tagen hier draußen werden diese Genossen den Abstand zu ihm auch nicht aufholen. Ganz verteufelt große Unterschiede gibt es zwischen Neuen und Alten. Er sah es ja täglich bei seinen Soldaten. Nie hat sich das geändert, wenn sie nur nebeneinanderher liefen. Das war ihm immer nur dann gelungen, wenn er die einen als Ausbilder nicht vernachlässigte und die anderen nicht überforderte. Differenziert verstand er so, jedem ein Stück Zuwachs an Leistung und Wissen zu ermöglichen.
Hätte man hier im Lehrgang nicht die älteren Unteroffiziere als Assistenten der Ausbilder einsetzen können? In der Gruppe hatte er es oft so gehalten. Und er wird auch wieder Paten einsetzen. Nein, er wolle sich überhaupt nicht schonen hier draußen, etwa nicht im Dreck liegen. Schon in Gedanken schiebt Reinhard Bohlmann den Vorwurf weit von sich, der da kommen könnte.
Aber hätte da nicht er und das gute Drittel aller hier beteiligten Genossen die Möglichkeit gehabt, sich auch methodisch zu üben? Im Kreise der „Kollegen" Unteroffiziere wäre es sofort möglich gewesen, über richtig und falsch zu diskutieren . . .
Unteroffizier Bohlmann fällt auf der Kuppe neben dem Panzerbüchsenschützen in ein Loch, bekämpft angesagte Tiefflieger, reißt die Schutzmaske aus der Tasche und stülpt sie über und reagiert auf angekündigten Lichtblitz und Druckwelle. Er spielt diensthabende Waffe – und exerziert so das kleine Einmaleins des mot. Schützen durch. Gern hätte er sich im großen Einmaleins geübt, anderen seine Erfahrungen angeboten und sie dabei überprüft.



Sie liegen unmittelbar vor dem Graben des Gegners. Etwa die





Unteroffizier Bohlmann

günstigste Schußentfernung der Schützenwaffen ist die Distanz. Jeder hat sein zugewiesenes Ziel oder ein selbsterkanntes im Visier, Bunkereingang, Laufgraben, MG-Nest. . .
Auf das Kommando des Ausbilders: „Salve Feuer!" bricht ein kurzer Feuerstoß aus jeder Waffe der Gruppe. Wären es keine Platzpatronen und hätte jeder das richtige Gefühl im Finger gehabt, müßten jetzt drüben auf einen Schlag etwa an die 30 Projektile ankommen.
„Und jetzt tritt sofort die ganze Gruppe zum Sturm an!", erläutert der Ausbilder weiter. In dieser ganz bestimmten Phase des Gefechts sollte man die Feuerkraft der Gruppe maximal ausnutzen. Eben hier in der unmittelbaren Berührung mit dem Gegner ist das zusammengefaßte Feuer der Gruppe für den Gegner ein zusätzlicher Schlag und von moralischer Wirkung. Nach der eigenen Artillerievorbereitung, die er in der Deckung teilweise überstanden haben könnte, kommt er heraus, um den drohenden Angriff abzuwehren. Empfängt ihn jetzt wieder ein dichtes Feuer, konzentriert und schlagartig – kann der eigene Sturm günstiger vorgetragen werden. Das Kommando: „Zum Sturmangriff vorwärts!" geben wir hier dann nicht mehr. Allein das Warten darauf würde das Heraustreten aus der eigenen Stellung verzögern. Der Effekt ist eben am wirkungsvollsten, wenn man sofort der Salve nacheilt, fügt der Ausbilder hinzu.
Klaus Peter Zimmermann leuchtet diese taktische Variante ein. Er hat Phantasie genug sich vorzustellen, welche Wirkung es haben kann, wenn der Zug, die ganze Kompanie angreift, und alle Gruppen es so machen würden. Er hört es geradezu, wie sich das Belfern der MPi zu einem vernichtenden Peitschenschlag vereint.
Unteroffizier Zimmermann denkt, da man es hier exerziert, wird es im ganzen Truppenteil so gehalten werden.

* * *

Eine notwendige Nachbemerkung: Es konnte hier nicht über alle Ausbildungsthemen des Lehrgangs berichtet werden. Neben dem geschilderten Gefechtsexerzieren gab es noch Einweisungen und mehrere Schießen mit IMG, MPi, Panzerbüchse und Handgranatenwerfen.
Die fünf Genossen, die mir ihre Gedanken während des Lehrgangs mitteilten, und deren Äußerungen ich hier in erlebten Zusammenhängen wiederzugeben versuche, führten als Unteroffiziere im letzten Ausbildungsjahr ihre Kollektive zur Auszeichnung „Beste Gruppe". Sie haben, wenn auch Zahlen nur annähernd Beleg für ihre Arbeit sein können, zusammen mit ihren Soldaten 25 Bestenabzeichen, 11 Schützenschnüre und eine Durchschnittsnote in der Politischen Ausbildung von 1,6 erkämpft. Sie haben Erfahrung und schon gewisse Pläne darüber, wie es mit ihren Gruppen weitergehen soll. Nicht zuletzt, angeregt durch diesen instruktiv-methodischen Lehrgang. Normal ist auch, daß während dieser Tage nicht alle ihre Fragen eine Antwort gefunden haben. Auf eine dieser Fragen – sie steht im Titel dieses Reports – antwortete Oberstleutnant Rex.
Der Truppenteil hatte seinen dienstältesten Bataillonskommandeur zur Führung dieses Lehrgangs befohlen. Man habe, so Oberstleutnant Rex, das Ziel verfolgt, die Fertigkeiten der Unteroffiziere in der Einzelausbildung zu festigen. Das sei unbestritten immer nötig. Aber auch er wäre der Meinung, in Zukunft solle man dabei zu einer vernünftigen Differenzierung gelangen. Die Genossen Unteroffiziere im fünften oder gar sechsten Diensthalbjahr könnten in solch einem Lehrgang ohne weiteres als Assistenten der ausbildenden Offiziere, die durchweg Kompaniechefs seien, fungieren. Es würde die Verantwortungsbereitschaft dieser Genossen Unteroffiziere fördern.
Dem dürfte eigentlich nichts im Wege stehen.

Text und Bild:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



„Es wird so viel über Musik gesprochen...

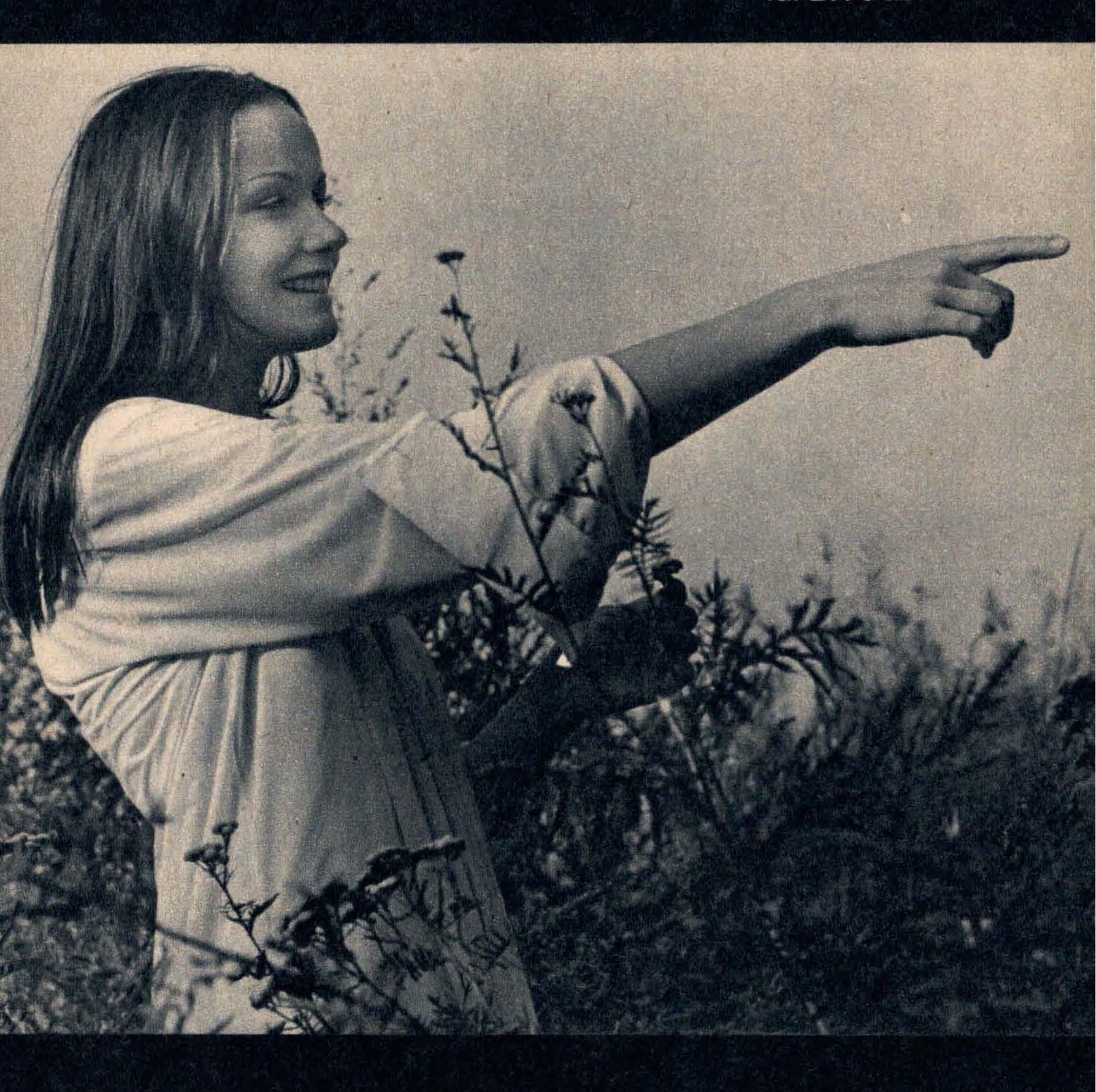
...und so wenig gesagt!" seufzte Felix Mendelssohn-Bartholdy vor mehr als hundert Jahren schon. Dies beherzigend, möchte ich heute, wie versprochen, kurz und hoffentlich informativ einige neue Schallplatten vorstellen.
Zunächst ein Knüller von AMIGA: „NON STOP BEAT" bringt durchaus nicht nur Beat, sondern eine gelungene Mischung von Veronika Fischer, der Gruppe Kreis, Kati Kovács, den Roten Gitarren und vielen anderen. Nicht übel, sowohl zum Tanzen wie auch zum Zuhören. Die nächste Platte erinnert an das 6. Festival des Politischen Liedes 1976. AMIGA gab eine LP mit griechischen Kampfliedern der Gruppe „TAMBOURI" heraus.
In diesem Jahr werden wir unter rund fünfzig Neuerscheinungen aus der Sowjetunion auswählen können (MELODIA/ETERNA). Zwei habe ich für Euch ausgesucht. „Donkosaken" – uralte Sangeskunst: Lieder vom Kampf und über die Schönheit der Heimat, zarte Liebeslieder und übermütige Hochzeitsgesänge bringt das noch junge Ensemble in dem unverwechswechselbaren Stil der Donkosaken, der einen besonderen Glanz durch die verflochtene Vielstimmigkeit und eine hohe Oberstimme erhält. Wer sich schon jetzt den Kopf zerbricht, wie er eine kleine Feier zum 60. Jahrestag der Oktoberrevolution wirkungsvoll gestalten kann, sollte sich beizeiten auch diese LP bereitlegen.
Eine Delikatesse für Kenner und eine Ermutigung für jene, die sich an „schwere" Musik nicht recht 'ranwagen, ist die zweite sowjetische Neuerscheinung: drei der insgesamt fünf Sonaten für Violoncello und Klavier von Ludwig van Beethoven. Sie werden gespielt von den weltbekannten Meistern Mstislaw Rostropowitsch und Swjatoslaw Richter. Diese Musik kann ich mir gut vorstellen, wenn zwei allein bei Kerzenlicht und Wein zusammen reden und zusammen schweigen.
Nicht nur ausgemachte Verdi-Fans werden sich freuen über die ETERNA-Ausgabe mit acht der glanzvollsten Arien aus Verdi-Opern. Begleitet von der Staatskapelle Dresden singt Ingvar Wixell, einer der bedeutendsten schwedischen Sänger der Gegenwart. Ich hoffe, es war etwas für Euren Geschmack dabei und wünsche angenehmen Ohrenschmaus.
Nun wollen wir die Bücherkiste aufmachen und sehen, was es an literarischen Novitäten gibt. Gleich obenauf etwas Taufrisches: „Raumflotte greift nicht an". Diesen Band utopischer Erzählungen präsentieren Autor Karl-Heinz Tuschel und der Militärverlag der DDR pünktlich zum NVA-Jubiläum. In sechs Erzählungen geht es um die Entdeckung des Heute im Morgen; auf phantastische Weise, in stofflicher Vielfalt, ernst und locker – manchmal auch mit einem Augenzwinkern – ist hier vom neuen, vom kommunistischen Menschen die Rede.
In der „Bibliothek des Sieges" (AR berichtete bereits über dieses Gemeinschaftsunternehmen soziastischer Länder) erschien bei Volk und Welt der Roman „Frühling in Budapest" von Ferenc Karinthy. Zu Weihnachten 1944 ist Budapest von den Truppen der Roten Armee umschlossen. Wir verfolgen den Weg zweier junger Ungarn zum politischen Engagement, der sie Anschluß an eine kleine Widerstandsgruppe finden läßt. Im selben Verlag kam der Roman „Deckname: Karlsons" heraus. Autor ist der namhafte lettische Autor Alberts Bels. Sein Roman liest sich wie ein perfekt erfundener Krimi von der besten Sorte, obwohl die Fakten der Handlung historisch verbürgt sind. Jetzt vollführen wir mit dem Zeigefinger einen gewaltigen Satz über die Weltkarte hin zu einem Land, dessen Staatssprache Tagalog ist – die Republik Philippinen. Der revolutionären Geschichte der Filipinos widmet Sigrid Grabner ihr Buch über die philippinische Revolution von 1896 „Flammen über Luzon" (Verlag Neues Leben). Nur gute zehn Dutzend Seiten stark ist das nächste Büchlein. Der es schrieb, gehört zu den besten Erzählern, die gegen Reaktion und Faschismus auftraten – Oskar Maria Graf. „Wunderbare Menschen" sind in seiner Erinnerung jene, mit denen er in den zwanziger Jahren an der Münchener Arbeiterbühne zusammenarbeitete. Wer Gedichte mag, für den habe ich eine Rarität anzubieten – eine kleine Auswahl bewegender, schöner Verse von To Huu, einem der namhaftesten zeitgenössischen Dichter Vietnams – „Vietnam, mein Land" (Verlag Neues Leben).
Zum guten Schluß noch ein Krimi der DIE-Reihe des Verlages Das Neue Berlin. „Die Brut der schönen Seele" – hinter diesem mysteriösen Titel verbirgt sich ein Psycho-Krimi, in dem Horst Bastian Untiefen menschlicher Verirrungen auslotet und zugleich die Mühsal kriminalistischer Ermittlungsarbeit beleuchtet.
Das war's für heute. Moment noch, was haltet ihr davon: „Das nenn' ich einen wackern Mann, der über dem Lesen das Lieben vergißt." Ich meine, man sollte nichts übertreiben.
Tschüß bis zum nächsten Mal!

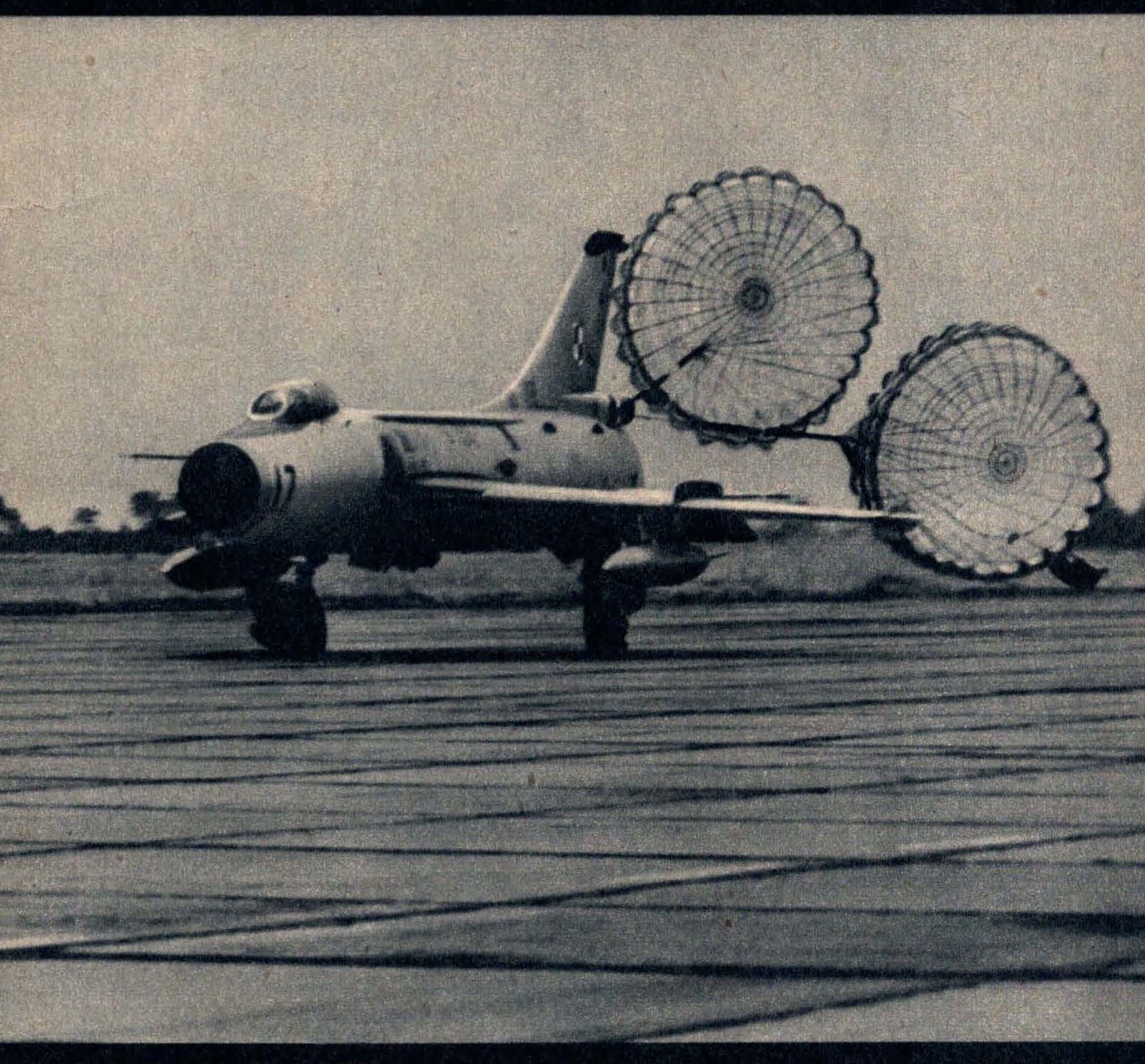




Illustration: Hille Blumfeldt

„Da!
Jetzt zieht er wieder seine Werbenummer
für BH's ab!“





Fotos: Claus Peter Fischer, MBD

„Grün unser Kleid – mit dem Adler gezieret. Blank uns're Waffe und fest unser Schritt, ziehen wir, Männer von Männern geführet, mutig dahin. Kameraden, kommt mit!"
Solch kernige Lieder haben sie drauf. Doch ansonsten sollen sie ja fast die biedersten Beamten sein, wo gibt. Jedenfalls, wenn man dem Glauben schenken wollte, was die Monopolpresse der BRD da so ab und an über sie losläßt. Aber wir wollen da nichts verschenken. Und selbst wenn wir wollten, wir könnten's gar nicht. Wir haben zu viele Erfahrungen gemacht. Mit jenen, die da im grünen Kleid, von einem Raubvogel „gezieret", mit blanker Waffe selbstsichren Schritts dahinziehen. Es waren nicht gerade die besten Erfahrungen.
Zum Beispiel: In der Nacht vom 20. zum 21. August 1959 fallen im Raum Nordhausen etwa 30 Personen in das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik ein. Sie demolieren Grenzsicherungsanlagen der DDR. Das Unternehmen wird von Beamten in Grün mit blanker Waffe abgesichert.
Am 14. August 1962 verletzen solche „Kameraden" wieder einmal das Hoheitsgebiet unseres Staates. Der Kompaniechef der Grenztruppen der DDR Hauptmann Rudi Arnstadt tritt ihnen entgegen. Er wird kaltblütig niedergeschossen.
15. Juni 1976. Zwei dieser Beamten dringen im Raum Kella, Kreis Heiligenstadt, auf das Territorium der DDR vor. Sie sind mit Maschinenpistole, Karabiner und Pistolen bewaffnet, mit einem Funkgerät ausgerüstet. Ihr Auftrag: „Erkenntnisse" über unsere Grenzsicherungsanlagen auszuspionieren.
Grenzverletzungen, Grenzprovokationen, Mord. Die drei genannten sind nicht die einzigen einschlägigen Fälle, die auf das Konto jener „Kameraden" kommen. Sie sind nur ein Teil dessen, was der Bundesgrenzschutz der BRD auf dem Kerbholz hat.
„Die Bundesgrenzschutzbehörden sichern das Bundesgebiet gegen verbotene Grenzübertritte, insbesondere durch die Ausübung der Paßnachschau. Sie sichern das Bundesgebiet ferner gegen sonstige, die Sicherheit der Grenzen gefährdende Störungen der öffentlichen Ordnung im Grenzgebiet bis zu einer Tiefe von 30 Kilometern." So hatte es im



Die Puffer-



Bonner Polizei

„Gesetz über den Bundesgrenzschutz und die Einrichtung von Bundesgrenzschutzbehörden vom 16. März 1951" geheißen. Doch dortzustaate ist das nun mal mit der Gesetze Worte so eine Sache. Meist sagen sie nur die halbe, oft das ganze Gegenteil der Wahrheit. In diesem Falle bestätigte das sogar die Bonner Zeitschrift „Wehrkunde". Auf der Seite 145 ihres Märzheftes 1958 schrieb sie, daß der Bundesgrenzschutz „ohne echte friedensmäßige Aufgabe" sei.

Aber welche Aufgabe hat der BGS dann?

„Deutsche Generale haben den Plan eines erfolgreichen Angriffs ausgearbeitet", hatte die amerikanische Zeitschrift „News Week" am 10. April 1950 verkündet. Sein Ziel war die Eroberung der DDR. Man nannte das aber damals schon meist „Wiedervereinigung der deutschen Nation". Doch um diesen Plan zu verwirklichen, fehlte den Bonner Angriffsstrategen noch eine wichtige Voraussetzung – eigene Streitkräfte. Und noch hatte der deutsche Imperialismus den Bogen nicht gekriegt, um die Bestimmungen des Potsdamer Abkommens zu umkurven und in aller Öffentlichkeit eine neue Wehrmacht aufzubauen. Man kam daher mit den herrschenden Kreisen der USA, Großbritanniens und Frankreichs überein, den nächsten Schritt zur Wiederaufrüstung erst einmal als „grenzpolizeiliche" Maßnahme zu bemänteln.

So schuf man im März 1951 den Bundesgrenzschutz. An seine Spitze wurden „bewährte" Kräfte gestellt. Der General und Ritterkreuzträger der faschistischen Wehrmacht Gerhard Matzky zum Beispiel. Er gehörte seit 1924 dem imperialistischen deutschen Generalstab an und galt als ein Experte für illegale Aufrüstung.

Aber auch ansonsten wurde nicht jeder Beliebige eingestellt. Auf alle Offiziers- und Zugführerstellen kamen ebenfalls nur „Gediente". Insgesamt hatten etwa 15 Prozent aller BGS-Angehörigen früher bei den Fallschirmjägern gedient, die schon in der faschistischen Wehrmacht als eine Elitetruppe angesehen waren.

Diese „Beamten" der sogenannten Behörden des Bundesgrenzschutzes erhielten nun an Karabinern, Maschinenpistolen, leichten Schützen-

panzern und Pioniertechnik eine stramme militärische Ausbildung. Um „insbesondere durch die Ausübung der Paßnachschau" für die „öffentliche Ordnung im Grenzgebiet" zu sorgen? Kamen nur deshalb im Jahre 1954 auch noch schwere Waffen hinzu?
Antwort darauf gab's Ende 1955, als die Bundeswehr aufgestellt wurde. Zur Hefe für die neuen Streitkräfte des deutschen Imperialismus gehörten auch 12000 ehemalige Angehörige des Bundesgrenzschutzes. „Die Männer, die vor Jahren als erste wieder die Uniform anzogen", waren, wie der damalige Bundeskanzler Adenauer sagte, „als Träger bester deutscher Tradition und staatsbürgerlicher Gesinnung berufen, bei der Wiedergeburt deutschen Soldatentums an hervorragender Stelle mitzuwirken."
Hatte damit der BGS schon seine Schuldigkeit getan? War er nun überflüssig geworden? Für die BRD-Regierung standen diese Fragen nicht. Ihr damaliger Innenminister, der frühere SA-Mann Schröder, erklärte: „Die Auflösung des Bundesgrenzschutzes würde zur Folge haben, daß schon in einem sehr frühen Stadium der Auseinandersetzung das Militär einschreiten müßte." Aber eben das wollte man vermeiden. Das Ziel des BRD-Imperialismus, die „Einheit der deutschen Nation" herbeizuführen, sollte auf eine ganz hinterhältige Weise erreicht werden.
1957 ist in München ein Buch mit dem Titel „Keiner kommt davon" erschienen. Sein Verfasser war ein gewisser Hans Hellmut Kirst. Er war militär-politisch von dem früheren faschistischen Generalstäbler Jesco von Puttkammer beraten worden. In diesem „Roman" heißt es: „Hauptmann im BGS Müller-Marburg schrie: ‚Feuer!' Die Maschinengewehre der Kompanie Müller-Marburg ratterten los, kaum daß er dieses Wort ausgesprochen hatte... Deutschland war zum Schlachtfeld der Deutschen geworden."
Diesen ersten Schüssen auf das Territorium der Deutschen Demokratischen Republik lassen der faschistische Generalstäbler und sein Sekretär in ihrem Traktat dann den Einsatz der Bundeswehr folgen. Und als die Schutz- und Sicherheitsorgane der DDR gemeinsam mit der Sowjetarmee gegen die Aggressoren vorgehen, gibt der NATO-Befehlshaber für Europa den Befehl zum „Gegenschlag". Soweit zur Handlung dieses Buches.
„Truppe des ersten Schusses" hatte man den BGS genannt. Und das wohl nicht zu unrecht. Denn das, was Kirst da so schilderte, waren ja nicht bloß Blüten der üppigen Phantasie eines spinnigen Romanciers. Dem lag ein exakter Plan zu Grunde. Ausgearbeitet hatte ihn ein Oberst Spitzer. Er war damals Stabschef im BGS. Davor hatte er – es konnte ja gar nicht anders sein – als faschistischer Generalstabsoffizier dem deutschen Imperialismus gedient. Der Spitzer-Plan lief praktisch darauf hinaus, daß der Bundesgrenzschutz aus seinen Stützpunkten an der Grenze heraus provozierende Aktionen unternimmt, die einen Krieg auslösen könnten.
In NATO-Kreisen wurde für diese Rolle des BGS der Begriff „Vorfeldfunktion" erfunden. Er umfaßt sowohl bewaffnete Grenzprovokationen als auch örtlich begrenzte, direkte Aggressionshandlungen. Der Bundesgrenzschutz solle, wie es im Heft 4/71 der BGS-Zeitschrift „Die Parole" hieß, „schon in solchen Kriegsphasen" eingesetzt werden, „in denen die NATO-Truppenteile noch nicht in Aktion treten". „Statt des ‚herkömmlichen' Krieges würde man", wie ein paar Jahre früher einmal zu lesen war, „dann regionale Konflikte erleben mit mehr oder weniger bürgerkriegsähnlichem Charakter."
Und das ist es auch, worauf die aggressiven Kräfte der BRD eigentlich spekulierten. Mit Hilfe des BGS sollte der Beginn des Überfalls auf unsere Republik als so eine Art innerdeutscher Polizeiaktion ausgegeben werden können. Auf diese Weise, so erhoffte man, würde den völkerrechtlichen Bestimmungen ein Schnippchen geschlagen. Die BRD würde den Buchstaben nach nicht als Kriegsbrandstifter dastehen, weil sie ja keine Streitkräfte, sondern „nur Polizeikräfte" im Spiel hätte. Der Vorwand, die Bundeswehr einzusetzen und die anderen NATO-Partner hineinzuziehen, sollte sich erst aus unseren Verteidigungsmaßnahmen ergeben.
Dazu hatte man sich beizeiten die „rechtlichen" Grundlagen gezimmert. Bereits am 5. Juni 1953 – also zwölf Tage vor dem faschistischen Putschversuch gegen die DDR – war die „Dienstanweisung über Aufgaben und Befugnisse des Bundesgrenzschutzes" erlassen worden. Damit war der BGS zu „sonderpolizeilichen" Maßnahmen im gesamten Bundesgebiet ermächtigt worden. Was Bonn als Bundesgebiet betrachtete, hatten Staatsmänner und Politiker wiederholt zu verstehen gegeben: Das Territorium Deutschlands in den Grenzen von 1937. Diesen Standpunkt ließ man sich von den imperialistischen Westmächten bestätigen. In der Londoner Erklärung vom 3. Oktober 1954 deklarierten sie die BRD-Regierung als einzige „rechtmäßige" Regierung Deutschlands.
Dem geplanten Einsatz entsprechend ward auch die Ausbildung des BGS organisiert. Sie wurde sowohl auf Kommandounternehmen und Rangereinsatz gerichtet, als auch auf die Beherrschung schwerer Infanteriewaffen und pioniertechnischer Mittel. Ein besonderer Platz wurde dem Überwinden von Wasserhindernissen und dem Bilden von Brückenköpfen eingeräumt. Mit den Ergebnissen dieses Trainings erwarb sich der BGS in den NATO-Armeen ein derartig hohes Ansehen, daß amerikanische und britische „Profis im verdeckten und offenen Kampf sich noch heute um die Zusammenarbeit und um den Erfahrungsaustausch mit einer solchen Truppe reißen", schrieb die



„Berliner Morgenpost" am 8. März 1973. Und wie der US-Armeepresse zu entnehmen war, bereiteten sich z. B. die GI's des 11. Cavalry-Regiments so auf den Augenblick vor, da sie „beide jenseits der Grenze" handeln würden.

Den „allroundeinsatzfähigen Polizeivollzugsbeamten" des Bundesgrenzschutzes ist in den Plänen der aggressiven Kräfte der BRD also die Rolle eines „Polizeipuffers" zugeteilt. Nun können Puffer zwar Stöße dämpfen. Aber sie können auch dazu dienen, etwas anzustoßen und ins Rollen zu bringen. Das hängt ganz von der Sache ab, an der sie angebracht sind. Darum trifft für den BGS das Letztere zu. Denn er ist Teil eines imperialistischen Systems. Er wird in offiziellen Statistiken der NATO als militärischer Verband geführt. Kriegsrechtlich wurde dem BGS im Juli 1965 der Kombattantenstatus zugeteilt, d. h. der Status regulärer Streitkräfte. Die „Unterstützung der Bundeswehr nach außen" erfordere „automatisch den Kombattantenstatus", erklärte einmal der SPD-Politiker Osswald.

Und nun soll diese Truppe also auf einmal zu einer reinen Bundespolizei umfunktioniert worden sein? Nun ja, der BGS stellt die „Sicherungsgruppe Bonn", der der Schutz in- und ausländischer Politiker obliegt. Er sichert Staatsbesuche ab. Er war bei den Olympischen Spielen in München dabei. Er brachte Mitglieder der Baader-Meinhoff-Gruppe zur Strecke. Er wurde gegen demonstrierende Studenten eingesetzt und wohl auch bald gegen streikende Arbeiter.

Gewiß, die Angehörigen des BGS erhielten neue Dienstgrade. Aus dem Grenzhauptjäger wurde der Oberwachtmeister und aus dem Major der Polizeirat. Sie werden in diesem Jahr anstelle der alten Uniform eine neue „Dienstbekleidung" empfangen. Auch bestimmte Waffensysteme wurden ausgesondert. Aber bedeutete das wirklich die „endgültige Entmannung der Elitetruppe", wie die „Deutsche Nationalzeitung" vom 28. Mai 1976 befürchtete?

Die „Verteidigungspolitischen Informationen für Politik und Presse" scheinen da doch besser im Stoff zu stehen. Sie werden ja auch „in enger Zusammenarbeit" mit dem Bundeswehrministerium herausgegeben. Sie teilten am 9. September 1976 z. B. zu den Veränderungen in der Bewaffnung und Ausrüstung des BGS mit, daß die Vielzahl der im BGS und bei den Bereitschaftspolizeien der Länder benötigten Einsatzmittel „aus Gründen der Verbesserung und Erleichterung der Ausbildung, Erhöhung der Wirtschaftlichkeit und der Austauschbarkeit eine weitgehende Vereinheitlichung des Materials" verlangten. Für den BGS bedeutete das, „sich in der Beschaffung vor allem an Serien und Entwicklungen der Bundeswehr anzuschließen".

Das sieht gar nicht so sehr nach „Entmannung" aus. Auch nicht die Aufstellung der „Grenzschutzgruppe 9". Sie umfaßt 176 Mann und gliedert sich in vier Einsatzgruppen. Dazu kommt eine Hubschrauberstaffel mit je drei Helikoptern der Typen „Puma" und „Bell UH 212". Zur Ausrüstung und Bewaffnung gehören auch SPW, Spezial-VW-Busse mit moderner Elektronik, MPi mit Schalldämpfer, Scharfschützengewehre, Infrarotzielgerät u. a. m. Die GSG 9 ist in Hangelar bei Bonn stationiert. Weitere dieser „Spezialeinheiten" sollen im Norden und im Süden der BRD aufgestellt werden. Sie sollen „jeden Ort der Bundesrepublik innerhalb von 45 Minuten erreichen" können. „Die GSG-Spezialisten beherrschen die Technik, einen Gegner bewaffnet oder nicht, lautlos und schnell kampfunfähig zu machen", schrieb der „Münchner Merkur".

Angehörige dieser GSG 9 wurden bereits wiederholt an unserer Staatsgrenze beobachtet. Und da wird man sich wohl daran erinnern müssen, daß im BGS-Gesetz vom März 1951 sein Operationsgebiet „bis zu einer Tiefe von 30 Kilometern" angegeben wurde. Daß Staatsmänner und Politiker der BRD auch heute noch – ebenso wie zu Adenauers Zeiten – die „Einheit der Nation" als Verfassungsauftrag und ihr politisches Wollen bezeichnen. Daß das BRD-Verfassungsgericht in Karlsruhe im Juni 1973 durch eine Grundsatzentscheidung diese Grenze zwischen zwei souveränen Staaten nicht als solche akzeptierte, sondern einer Grenze zwischen zwei Bundesländern der BRD gleichstellte, zur „innerdeutschen" Grenze erklärte.

Und an dieser Grenze steht heute der BGS in einer Stärke wie nie zuvor. Denn „der Auftrag des BGS an der Grenze zur DDR besteht fort", erklärte sein Dienstherr, BRD-Innenminister Maihofer. „Bei uns läuft alles so weiter wie gehabt", berichtete auch Harald Hirsemenzel, Abteilungskommandeur des BGS in Uelzen, der sich jetzt nicht mehr Oberstleutnant sondern Polizeioberrat nennt.

Der Bundesgrenzschutz der BRD bleibt also der „eskalierende Polizeipuffer". Ein Puffer, der gewiß nicht dazu da ist, irgendwelche Stöße abzufangen.

Hauptmann K.-H. Melzer

Fotos: Archiv



Zielzuweisung für die Bonner „Bundespolizei" – „Bei uns läuft alles so weiter wie gehabt!"

Die Überland-Reiter

Text: Major Heinz Besser
Fotos: Manfred Uhlenhut



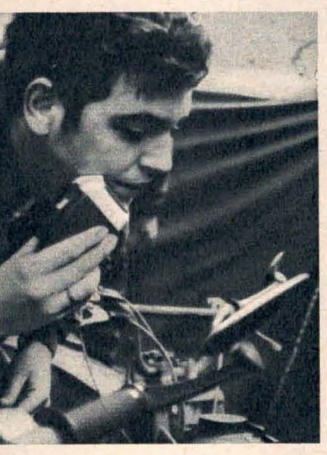
Gleich schnellen Hirschen pirschen
sie als Spitzenreiter,
den großen Brummern einen Lampenschein voraus.
Kaum, daß sie angekommen, ziehen sie schon weiter
und regulieren ihre Strecken sicher aus.

Nicht ohne Karten starten
heißt die Dienst-Devise,
denn nicht ins Himmelblaue geht die große Fahrt.
Der Regulierungszug rollt pünktlich und präzise,
hier wird Genauigkeit mit Sicherheit gepaart.







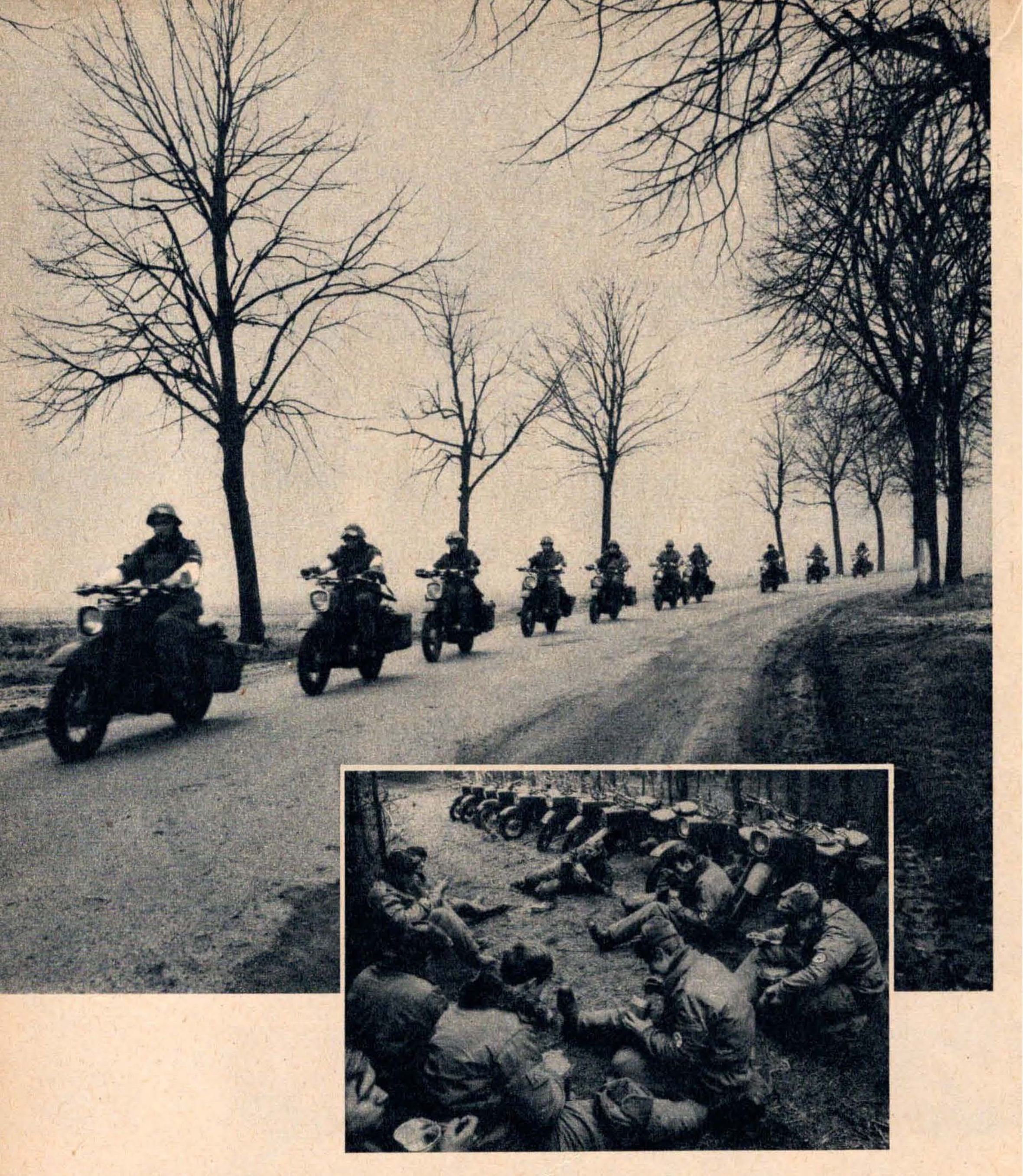




Auf heißen Nocken hocken
ist nicht ungefährlich.
Hier geht die Pflege immer vor der Reparatur.
Wer sein E-S-chen liebt, dem wird sie unentbehrlich.
Doch auch der Mensch braucht Pflege – deshalb die Rasur.

Die Krad-Gefreiten reiten
gern auf wilden Rossen.
Sie sind gefuchst, und sie bewähren sich nicht schlecht.
Hier gibt der „Ältere" dem jüngeren Genossen
drei gold'ne Worte auf den Weg zum Nachtgefecht.





*Auf Feuerstühlen fühlen
sie sich wie zu Hause,
und auch im Gulasch wurde Feuer investiert.
Nur wenig Zeit bleibt für die Fahr- und Feuerpause,
weil hinter ihnen schon der große Pulk marschiert.*

*Mit ihren Stäben geben
sie das Achtungszeichen
und regulieren den Verkehr nach Zeit und Ziel.
Ihr Mädchen hört: Die Männer hier sind „R"lich treu – und
ob Tag, ob Nacht, sie fahren immer mit Gefühl.*



WAFFENSAMMLUNG '77

Bomber sind allgemein gesagt mehrmotorige und mehrsitzige Flugzeuge, die in Bombenschächten untergebrachte herkömmliche oder Kernladungsbomben oder unter dem Rumpf bzw. unter den Flügeln hängende Luft-Boden-Lenkwaffen gegen Erd- und Seeziele im Raum der Kampfhandlungen oder im Hinterland des Gegners einsetzen. Die neue sowjetische Militärenzyklopädie untergliedert die Bomber seit den sechziger Jahren in Front- oder taktische Bomber sowie in Fern- oder stra-

Bombenflugzeuge

tegische Bomber, die wie folgt charakterisiert werden:

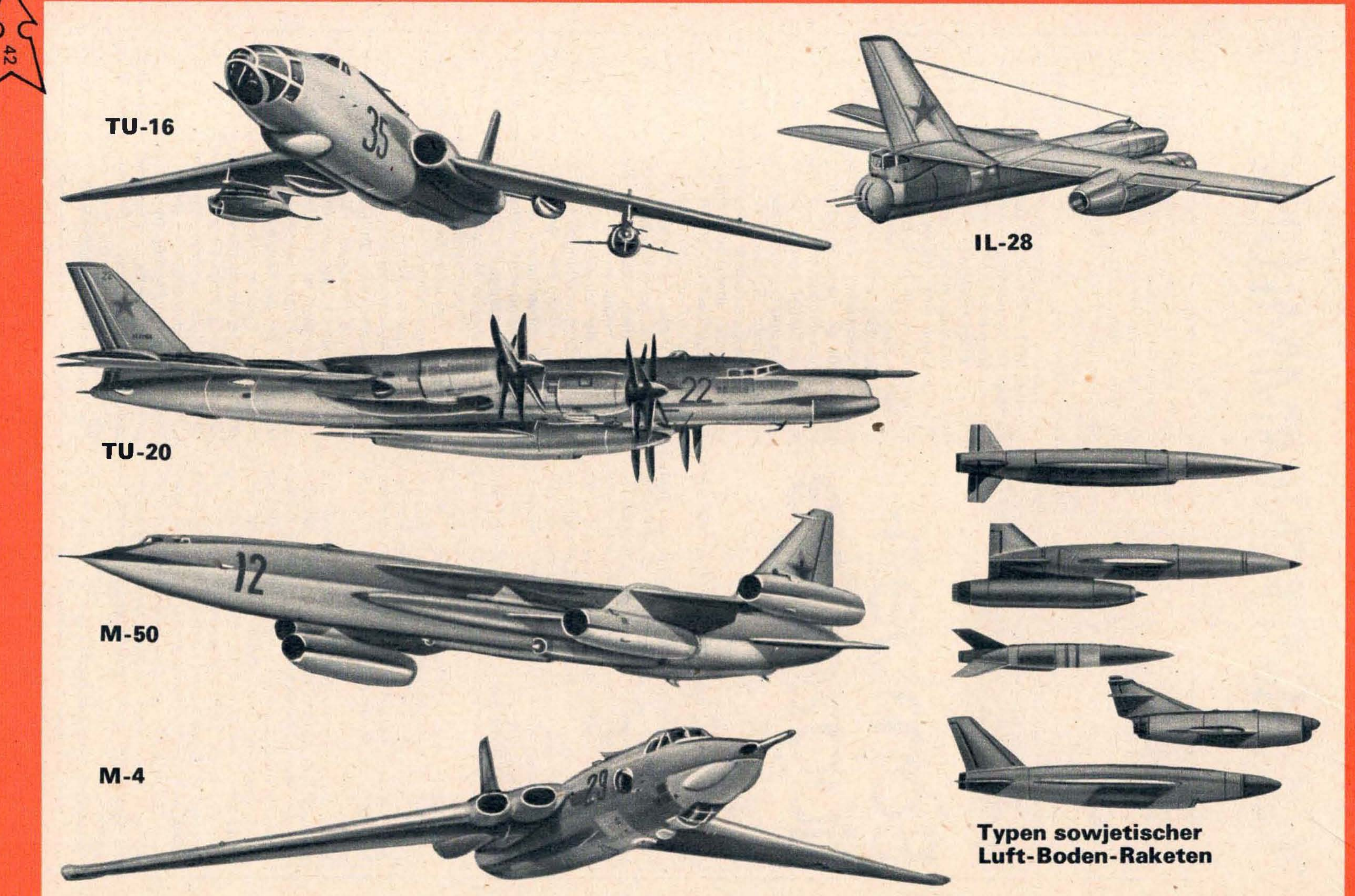
Taktische Bomber sind Kampfflugzeuge mit einer Besatzung von zwei bis drei Mann. Zwei Strahltriebwerke verleihen ihnen Geschwindigkeiten von 900 bis 1 800 km/h bei einer Gipfelhöhe von 16 000 m. Sie können Bombenlasten von drei bis viereinhalb Mp bis zu einer Entfernung von 5 000 km transportieren. Bewaffnet kann ein solches Flugzeug mit Raketen sowie mit mehreren Bordkanonen sein.

Strategische Bomber sind mit drei bis sechs Mann besetzt. Sie haben zwei bis vier Strahltriebwerke und erreichen eine Geschwindigkeit von 900 bis 2500 km/h. Ihre Gipfelhöhe liegt bei 21 000 m und ihre Reichweite beträgt bis zu 18 000 km. Die Bombenlast kann aus 10 bis 34 Mp Bomben oder Kernladungswaffen bestehen. Zwei bis sieben Kanonen sowie Raketen bilden die Bewaffnung.

Nach dem zweiten Weltkrieg verwendeten die sowjetischen Luftstreitkräfte noch eine gewisse Zeit die bewährten Bombenflugzeuge der Kriegsjahre. Zu ihnen gehörten die Pe-8, Pe-2 sowie die TU-2. Neue Kolbenmotorbomber wie die viermotorige TU-4 kamen hinzu. Mit der Auslieferung leistungsfähiger Strahltriebwerke sowie deren umfangreicher Erprobung bei den Jagdflugzeugen setzte sich diese Antriebsart zum Ende der vierziger Jahre auch bei den Bombern durch. Der Kolbenantrieb hatte sich als ungeeignet erwiesen, die Geschwindigkeit und Gipfelhöhe weiter zu steigern.

Zur sowjetischen Luftparade vom 3. August 1947 waren erstmals Versuchsbomber mit Strahlantrieb zu sehen. Das waren die aus der Tu-2 hervorgegangene zweistrahlige Tu-12 (Tu-77) mit einer Reichweite von 2 200 km und einer Maximalgeschwindigkeit von 780 km/h (Bombenlast 1 Mp) sowie die vierstrahlige Il-22 mit drei Mp Bombenzuladung, einer Höchstgeschwindigkeit von 700 km/h und einer Bewaffnung von sechs Kanonen. Während zu dieser Zeit noch strategische Bomber mit Kolbentriebwerken ausgerüstet waren, was etwa bis zur Mitte der fünfziger Jahre so blieb (wichtigster Vertreter war hier die Tu-4 mit fünf Mp Bomben an Bord, einer Gipfelhöhe von 11 000 km und einer Höchstgeschwindigkeit von 560 km/h), begann nach Aufnahme der Serienproduktion des 1948 entwickelten Frontbombers Il-28 die Ausrüstung der taktischen Bomberstaffeln mit Strahltriebwerken. Zur Flugschau am 8. Juli 1951 wurde der neue Standardbomber Il-28 der sowjetischen Frontfliegerkräfte erstmals im Bestand einer Staffel gezeigt. Dieses robuste, leistungsfähige und anspruchslose Flugzeug, zu dessen Ausrüstung Schleudersitze, Funkmeßgerät, Allwetternavigationsgeräte, Bombenvisier usw. gehörten, wurde über den Zeitraum von vielen Jahren als Bomber Il-28, als Torpedoträger Il-28T, als Strahltrainer Il-28U sowie als Aufklärer Il-28R eingesetzt. Diese Maschine wurde auch von den polnischen und tschechoslowakischen sowie Fliegerkräften anderer sozialistischer Staaten verwendet. Darüber hinaus erhielten auch andere Länder diesen Typ, der teilweise noch heute, beispielsweise als Zieldarstellungs- oder Zielschleppmaschine seine Aufgaben erfüllt. Neben diesem taktischen Bombenflugzeug entwickelte die sowjetische Flugzeugindustrie weitere leichte und mittlere Bombenflugzeuge mit Strahlantrieb. Dazu zählen die in mehreren Modifikationen – so mit drei (Tu-79, siehe Schnittzeichnung), dann mit zwei Triebwerken – gebaute Tu-14, die vor allem von den Seefliegerkräften der UdSSR verwendet wurde. Außerdem wäre die Jak-25 zu nennen, aus der neben Aufklärerversionen auch die bekannte leichte Allwetterjäger-, Aufklärer- und Bomberfamilie Jak-28 hervorging, die bereits für den Überschallbereich ausgelegt ist.

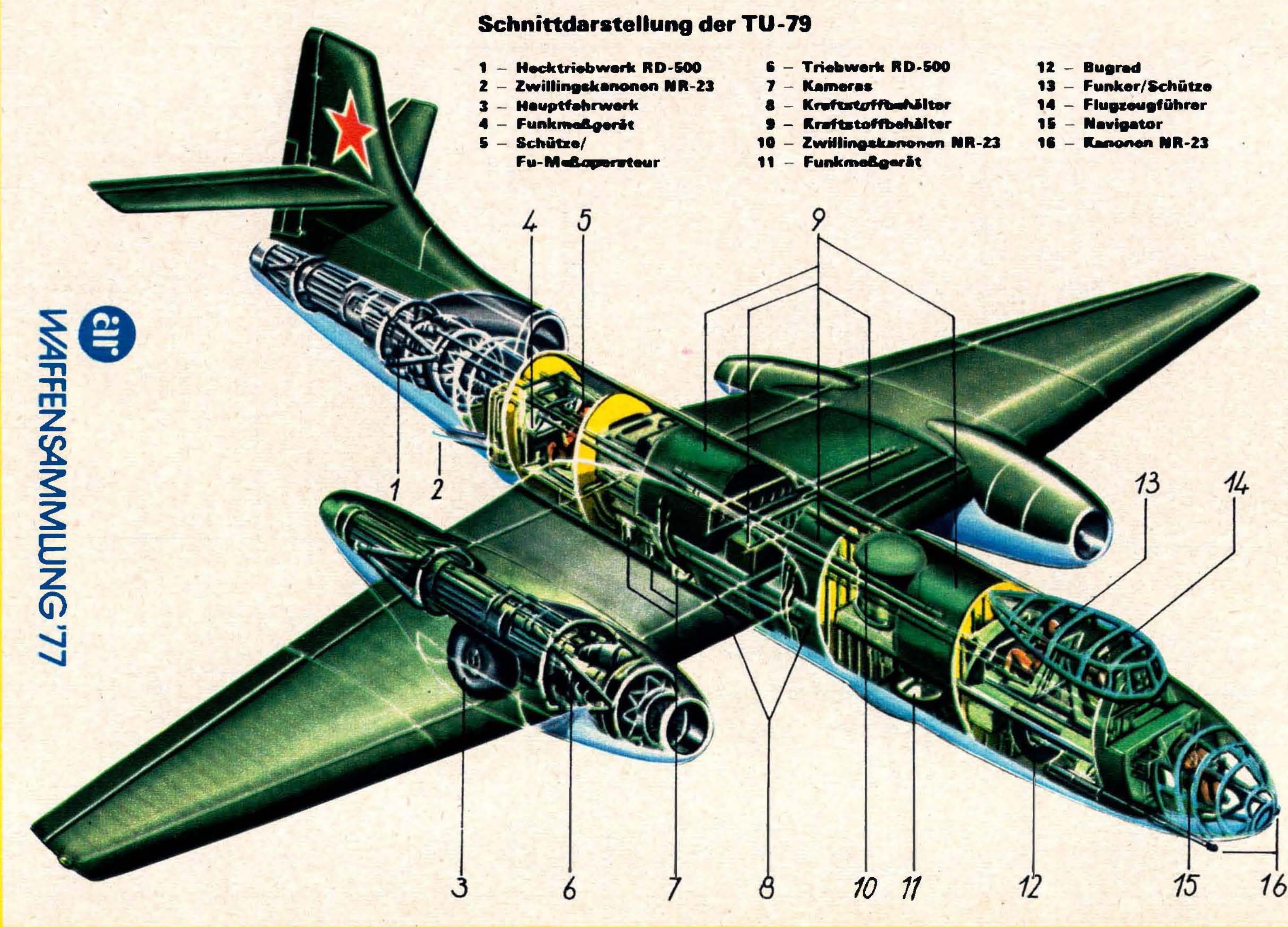
Aus Platzgründen ist es nicht möglich, hier alle sowjetischen Bomber mit Strahlantrieb zu nennen. Nur soviel: Um die Probleme des Pfeilflügels für den Bau der Bomber zu berücksichtigen, gab es zahlreiche Versuchsmodelle. Hier seien nur die Versuche des Iljuschin-Kollektivs erwähnt, die mit der aus der Il-28 hervorgegangenen Il-30 den für 1 000 km/h ausgelegten ersten sowjetischen Strahlbomber mit Pfeilflügeln projektierte. Da sich damals die gesamte Kapazität auf den großen Ausstoß von Il-28 richten mußte, wurde die Il-30 nicht in Serie gebaut. Die Il-54 stellt den ersten Pfeilflügelbomber der UdSSR dar, der bei seiner



Typen sowjetischer
Luft-Boden-Raketen

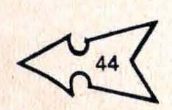
Schnittdarstellung der TU-79

1 – Hecktriebwerk RD-500
2 – Zwillingskanonen NR-23
3 – Hauptfahrwerk
4 – Funkmeßgerät
5 – Schütze/ Fu-Meßoperateur
6 – Triebwerk RD-500
7 – Kameras
8 – Kraftstoffbehälter
9 – Kraftstoffbehälter
10 – Zwillingskanonen NR-23
11 – Funkmeßgerät
12 – Bugrad
13 – Funker/Schütze
14 – Flugzeugführer
15 – Navigator
16 – Kanonen NR-23



Erprobung 1954 eine Geschwindigkeit von 1150 km/h erreichte.
Alle diese Versuche gipfelten letztendlich in der Schaffung neuer taktischer Bombenflugzeuge der Luftstreit- und Seefliegerkräfte, die über eine bessere Ausrüstung, eine größere Geschwindigkeit und Gipfelhöhe verfügen, mit wirksameren Waffen ausgerüstet sind, sich besser vor Maßnahmen des Gegners schützen können und auch den Anforderungen des elektronischen Krieges entsprechen. Zu diesen Bombern, die zum Teil den Il-28-Bestand ergänzten, zum Teil aber auch ablösten, zählen die für Mach 1,3 ausgelegte Jak-28 mit ihren Modifikationen. Weiter sind die Tupolew-Konstruktionen Tu-28 und Tu-22 zu nennen, die auch in der Lage sind, Lenkwaffen zu tragen. Die ebenfalls als Aufklärer einsetzbare Tu-22 gibt es auch in einer Schulversion mit aufgesetzter Kabine. Bei den Fernbombern der UdSSR traten in der Mitte der fünfziger Jahre die zweistrahlige Tu-16, die vierstrahlige M-4A von Mjasistschew (beide erstmals zur Luftfahrtschau vom 20. Juli 1954 gezeigt) sowie die mit vier Propellerturbinen ausgerüstete Tu-20 die Nachfolge der Kolbenmotorbomber an. Alle diese ursprünglich nur als Bomber konstruierten Maschinen wurden im Verlaufe der Jahre mehrmals modernisiert, so daß sie sehr lange im Bestand der strategischen Fliegerkräfte verbleiben konnten. Sie erhielten eine umfangreichere und modernere Funk- und Funkmeßausrüstung, die dazu beiträgt, über größte Entfernungen von Bodenstationen unabhängig zu handeln, vor gegnerischen Angriffen gewarnt zu werden, selbst elektronische Anlagen des Gegners ausschalten zu können sowie bei jeder Tages- und Wetterlage sowohl über Land als auch über See zu operieren. Für die Besatzungen wurden bessere Bedingungen sowie modernisierte Rettungsanlagen geschaffen. Außerdem erhielten die Maschinen weitreichende Lenkwaffen, wodurch sie nicht gezwungen werden, in den Bereich der gegnerischen Luftabwehr einzufliegen. Viele dieser strategischen Flugzeuge sind mit einer Nachtankausrüstung versehen worden, womit sie in der Lage sind, ihren Aktionsradius bedeutend zu vergrößern. Alle diese Flugzeugtypen wurden auch in mehreren Versionen hergestellt. So als Aufklärer, Tanker oder Luftwarnflugzeug mit mehreren kleineren oder einem großen Funkmeßgerät auf dem Rumpf, wie z. B. bei der Tu-20. Von der Tu-16 beispielsweise sind mehrere Hauptversionen bekannt. Zunächst das ursprüngliche Bombenflugzeug mit verglastem Bug, bemanntem Heckstand, zwei unbemannten Kanonenständen und einer starren Kanone im Bug (zusammen sieben Kanonen 23 mm). In dieser Variante konnten 3000 kg Bomben mit einer Geschwindigkeit von 1000 km/h über eine Entfernung von 5700 km befördert werden. Eine weitere Ausführung ist der maritime Lenkwaffenträger, der auch Aufklärungsaufgaben erfüllen kann. Äußerlich entspricht diese Version der ersten, jedoch hängen zusätzlich unter den Tragflügeln je ein großkalibriges Flügelgeschoß, das mit konventionellem oder Kernladungsgefechtskopf versehen ist.
Schließlich der strategische Raketenträger, der unter dem Rumpf ein weitreichendes Flügelgeschoß mitführt, um damit auch bewegliche Ziele zu vernichten. Bei dieser Version trat an die Stelle der Bugverglasung eine wesentlich größere, vollverkleidete Bugnase, hinter der sich eine Funkmeßanlage großer Leistung sowie Feuerleitanlagen verbergen. Dieses Muster kann auch mit elektronischen Störanlagen sowie Aufklärungsgeräten ausgerüstet werden.
Alle Versionen der Tu-16 sind mit den Triebwerken AM-3M ausgerüstet, deren Startschub je 8750 kp beträgt.
Ein Vertreter der strategischen sowjetischen Überschallflugzeuge war die M-50 von 1959, die vom Kollektiv Mjasistschew entwickelt wurde. Die unter den Tragflügeln dieser Maschine hängenden Triebwerke WD-7 (je 14000 kp Schub) hatten Nachbrenner, die auf den Tragwerkenden angebrachten keinen. Bei diesem Typ zeigte sich der Trend im modernen Bomberbau, die Anzahl der Besatzungsmitglieder zu reduzieren, sehr deutlich: In den beiden hintereinander liegenden und von unten zu betretenden Kabinen befand sich jeweils nur ein Sitz. Vergleicht man das mit der elfköpfigen Besatzung der Tu-4 aus dem Jahre 1947, so zeigt sich auch in dieser Hinsicht der Fortschritt, der auch bei der Bomberentwicklung so zusammengefaßt werden kann: Schneller, höher, weiter und kampfstärker.
W. K.

Typ	Besatzung Mann	Bombenlast Mp	Abflugmasse kg	Geschwindigkeit km/h	Gipfelhöhe m	Reichweite km
IL-28	3	3	18000	900	12000	2260
TU-16	6	3	72000	1050	12000	5760
M-50	2	—	200000	1950	20000	6000
TU-20	6–8	30	170000	950	12000	15000
M-4	6–8	40	140000	1100	15500	13000



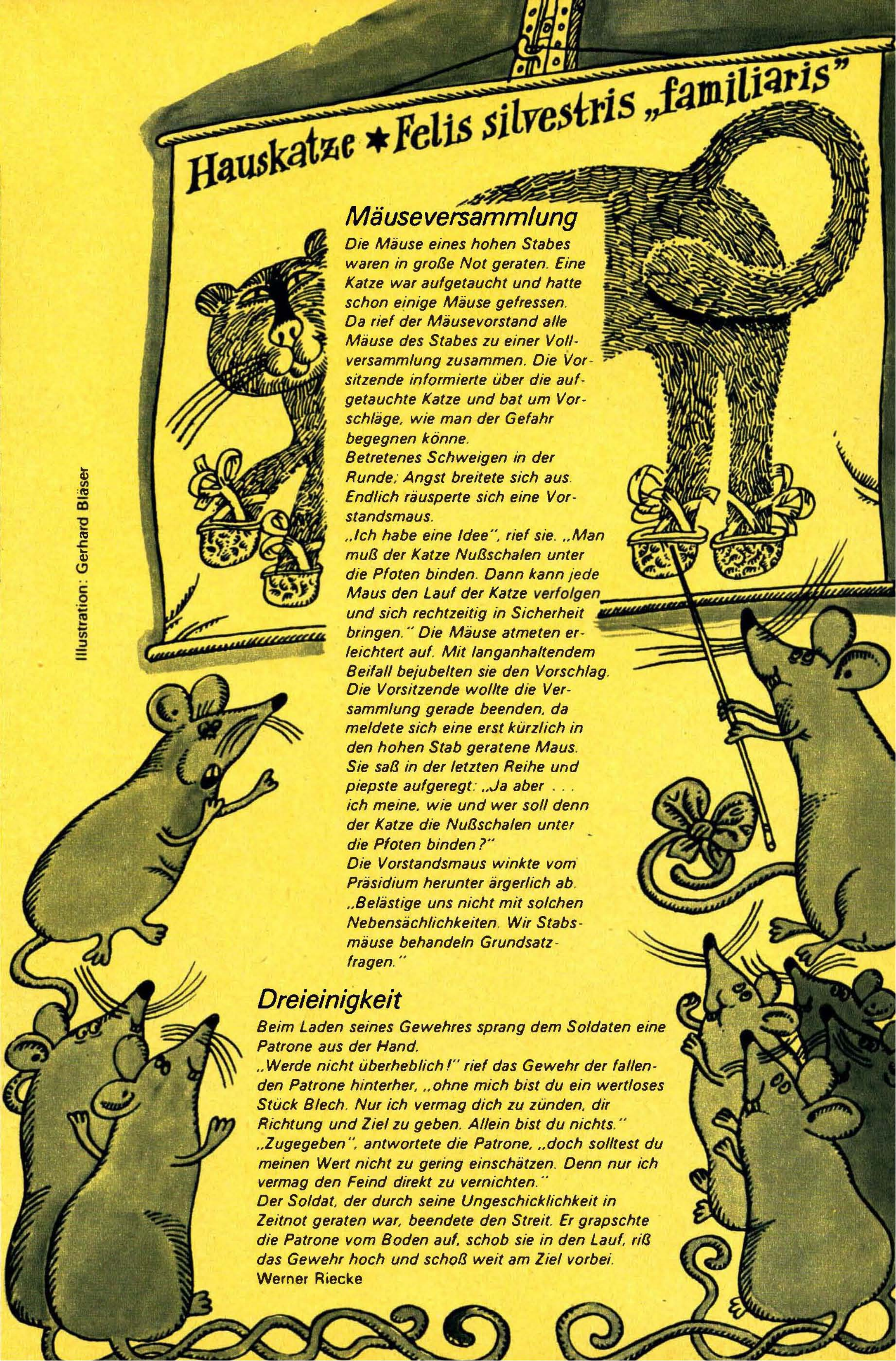


Illustration: Gerhard Bläser

Mäuseversammlung

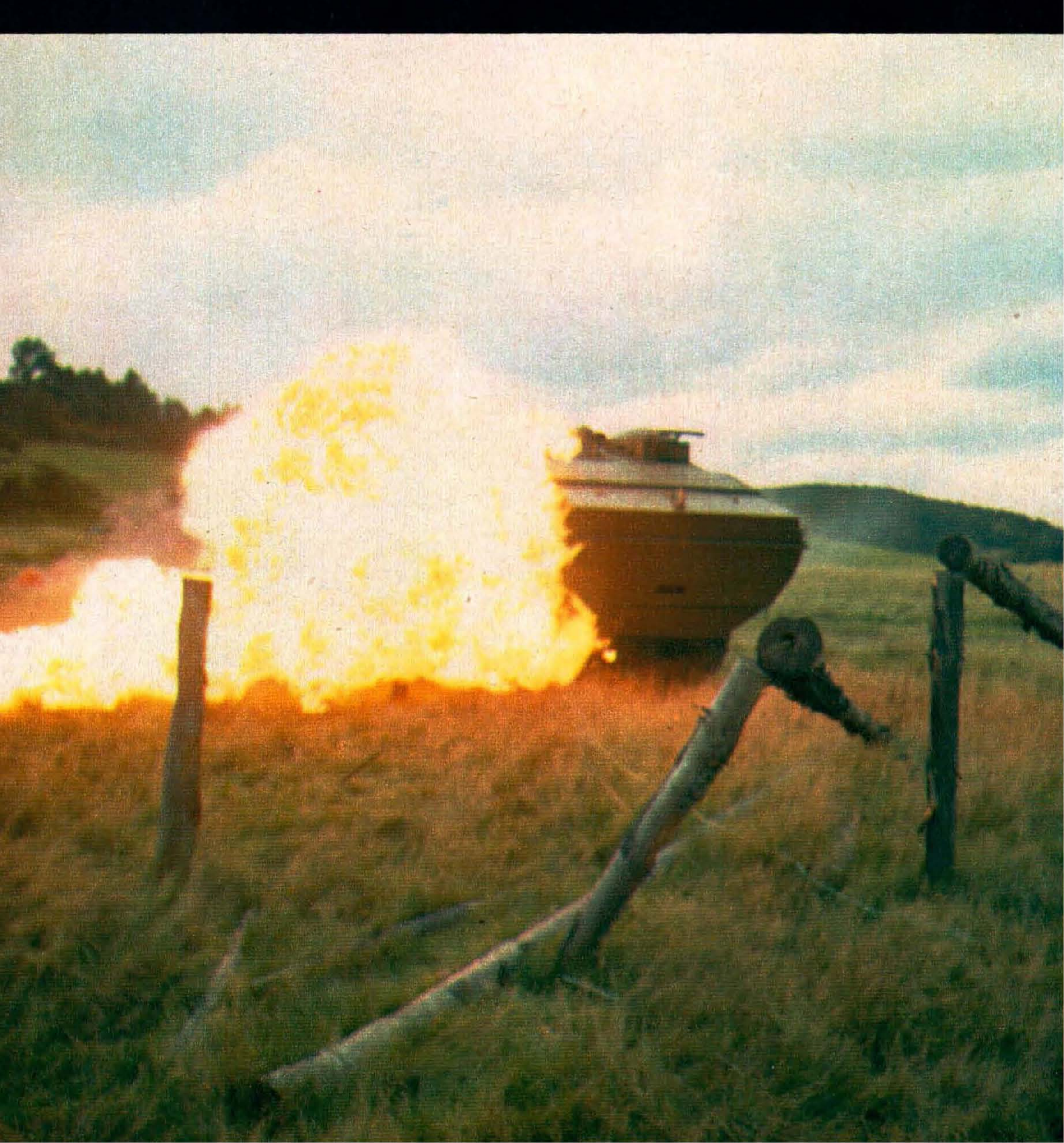
Die Mäuse eines hohen Stabes waren in große Not geraten. Eine Katze war aufgetaucht und hatte schon einige Mäuse gefressen.
Da rief der Mäusevorstand alle Mäuse des Stabes zu einer Vollversammlung zusammen. Die Vorsitzende informierte über die aufgetauchte Katze und bat um Vorschläge, wie man der Gefahr begegnen könne.
Betretenes Schweigen in der Runde; Angst breitete sich aus. Endlich räusperte sich eine Vorstandsmaus.
„Ich habe eine Idee", rief sie. „Man muß der Katze Nußschalen unter die Pfoten binden. Dann kann jede Maus den Lauf der Katze verfolgen und sich rechtzeitig in Sicherheit bringen." Die Mäuse atmeten erleichtert auf. Mit langanhaltendem Beifall bejubelten sie den Vorschlag.
Die Vorsitzende wollte die Versammlung gerade beenden, da meldete sich eine erst kürzlich in den hohen Stab geratene Maus. Sie saß in der letzten Reihe und piepste aufgeregt: „Ja aber ... ich meine, wie und wer soll denn der Katze die Nußschalen unter die Pfoten binden?"
Die Vorstandsmaus winkte vom Präsidium herunter ärgerlich ab. „Belästige uns nicht mit solchen Nebensächlichkeiten. Wir Stabsmäuse behandeln Grundsatzfragen."

Dreieinigkeit

Beim Laden seines Gewehres sprang dem Soldaten eine Patrone aus der Hand.
„Werde nicht überheblich!" rief das Gewehr der fallenden Patrone hinterher, „ohne mich bist du ein wertloses Stück Blech. Nur ich vermag dich zu zünden, dir Richtung und Ziel zu geben. Allein bist du nichts."
„Zugegeben", antwortete die Patrone, „doch solltest du meinen Wert nicht zu gering einschätzen. Denn nur ich vermag den Feind direkt zu vernichten."
Der Soldat, der durch seine Ungeschicklichkeit in Zeitnot geraten war, beendete den Streit. Er grapschte die Patrone vom Boden auf, schob sie in den Lauf, riß das Gewehr hoch und schoß weit am Ziel vorbei.

Werner Riecke

Der rotweiße Schlagbaum an der Zufahrt zum Schießplatz senkt sich hinter dem letzten Fahrzeug. SPW reiht sich an SPW. Unweit der Feuerlinie halten sie an. Absitzen. Kurze Pause. Im Nu bilden sich auf der „Raucherinsel" heftig diskutierende Grüppchen. Abseits schweigende Einzelkämpfer, die sich offensichtlich voll und ganz auf das Kommende konzentrieren, immer wieder abschätzende Blicke zum Horizont unterhalb des Waldes werfen, wo die Ziele bald auftauchen werden. Noch ist es relativ ruhig. In knapp einer Stunde – genau um 14 Uhr jedoch soll die erste Panzerabwehrlenkrakete gestartet werden. Für viele Genossen dieser Batterie eine Premiere – ihr erstes Scharfschießen . . .





Das erste Scharfschießen junger tschechoslowakischer PALR-Schützen war auch . . .

Zdeněks Premiere



Wochen intensiver Arbeit am Trainingsgerät gingen dem voraus. Dieser Apparat ermöglicht es, fast alle Gefechtssituationen, alle meteorologischen Einflüsse, die für das Schießergebnis von Bedeutung sein könnten, zu simulieren. Hier lernt der Neuling, zunächst auf stehende Ziele zu feuern, später auf bewegliche. Und jedesmal ändert der Ausbilder die Entfernung des Zieles, wechselt dessen Geschwindigkeit, seine Bewegungsrichtung, spielt er unterschiedliche Windstärken ein. Mehrere hundert „Abschüsse" sind so von jedem Schützen zu absolvieren, bis es zum ersten Mal ernst wird, bis die am Trainer erworbenen Fertigkeiten in der Praxis bewiesen werden müssen ...
In der Feuerstellung gibt der Kommandeur den Lenkschützen letzte Hinweise. „Hauptsache, Sie bewahren die Ruhe und lenken das Geschoß gelassen ins Ziel." Dann begibt er sich mit einer Geste, die man als „Toi, toi, toi" auslegen könnte, zum Turm zurück.
13.30 Uhr – der Batteriechef kontrolliert noch einmal die Bedienungen. Über Funk erfolgt die letzte Durchsage des Leiters. „Zwei, hier eins ... Kommen!" Die Verbindung ist einwandfrei. 13.45 Uhr – „Zwei, drei ... Feuerbereitschaft melden!" Unteroffizier Ivo Kubik wird als erster schießen. Er gehört zu den Erfahrenen seiner Batterie. Trotzdem – ein gewisses Lampenfieber ist wohl auch ihm in diesem Augenblick nicht abzusprechen. Konzentriert empfängt er die Zielzuweisung. 14.02 Uhr. Mit sicherer Hand lenkt Kubik das Geschoß ins Ziel. Bereits wenige Minuten später löst er die zweite Aufgabe. „Feuer auf einen sich bewegenden SPW." Ebenfalls mit Bravour. Und vor allem Treffer jeweils mit der ersten Rakete. Für den Unteroffizier bedeutet das die Note „sehr gut".
Als nächster schießt der Soldat Zdeněk Rada. Der Atem geht ihm schwer. Der Mund wird trocken. Er schießt zum ersten Mal „scharf". Und das Ziel zu verfehlen bedeutet ja, die Bewertung der Einheit zu belasten, anvertraute Werte nutzlos vertan zu haben. Ganz abgesehen von der persönlichen Blamage! Er muß es einfach schaffen! „Also ruhig Blut, Zdeněk! Augen auf und nicht fahrig werden. Hast ja in der Kaserne auch jede Trockenübung hinbekommen", macht er sich selbst Mut. Als er sich vor das Steuerpult legt, spürt er förmlich im Rücken die Blicke seiner Genossen. Er drückt auf den Startknopf, vernimmt im selben Augenblick das Rauschen des Geschosses, sieht, wie es sich in die Luft erhebt. Schnell preßt er das Auge ans Zielfernrohr. Die Finger am Lenkhebel, leitet Zdeněk die Rakete in seine Visierlinie, die Linie, die von der Optik direkt zum Ziel führt. Über den feinen Draht, den das Geschoß auf seiner Bahn abspult, zwingt der Schütze der Rakete seinen Willen auf. Höllisch aufpassen muß er, daß sie sich nicht vorzeitig in den Boden bohrt. Da! Ein rosaroter Feuerschein! Das Geschoß zerfetzt die Attrappe. Geschafft! Der Schütze atmet erleichtert auf – mit ihm die Genossen seiner Batterie.
Und nun die beweglichen

Ziele. Wieder die tausendmal geübten Handgriffe . . .
Die Panzerattrappe rollt auf schmalen Schienen quer durch das Gelände. Die Rakete ist abgefeuert. Da kommt der „Panzer" ins „Stolpern", unterbricht seinen Fahrtrhythmus. Eine Unebenheit im Gelände. – Zdeněk ist es nicht mehr möglich, darauf zu reagieren. Das Geschoß ist schon zu nahe. Es streift nur die Holzlatte der Attrappe . . .

Was nun? Treffer oder nicht? Bange Minuten sind das. Vom Turm aus aber wird schließlich entschieden: „Aufgabe gelöst." Obwohl nicht restlos mit sich zufrieden, fällt Zdeněk doch ein Stein vom Herzen – und nicht nur ihm.

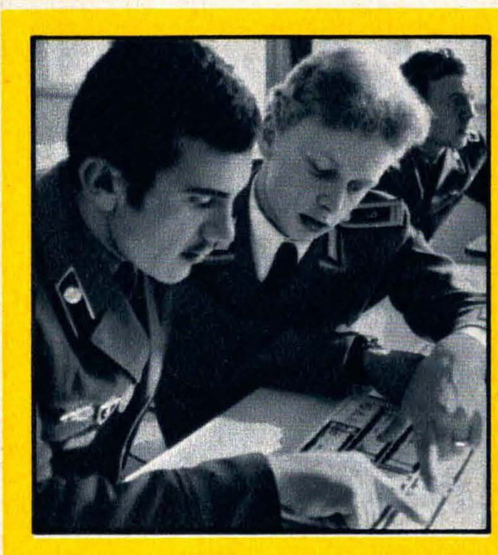
Jiři Daniček
(Redaktion Zapisnik)
Fotos: Oldřich Egem






ar

Beziehungen





Mosaik einer Waffenbrüderschaft zwischen Offiziersschülern und sowjetischen Soldaten, die sich beide den Chemischen Diensten verschrieben haben.



Soldat Waleri Tscherbakow drehte verlegen sein Käppi zwischen den Fingern. Räusperte sich einmal, zweimal... Sollte er's nicht doch unter den Tisch fallen lassen? Oder lieber anschließend mit dem Quartett „unter zehn Augen" sprechen? Richtig heiß wurde ihm... Schließlich waren's ja seine Freunde von der Offiziershochschule „Ernst Thälmann". Noch dazu seine ganz speziellen aus der Singegruppe. Aber mußte er nicht gerade deshalb? Zwischen freundschaftlichen Gefühlen und dem dringenden Rat seines Politstellvertreters, keinen Fehler auf sich beruhen zu lassen, wurde der Lange ganz schön hin- und hergerissen. Gab sich aber dann einen Ruck und brachte seine Beobachtungen doch noch vor: Die Offiziersschüler hatten in einer Lehrvorführung ein Gebiet chemisch aufzuklären. Alles lief auch schulgemäß, bis... Eine Aufklärergruppe hatte sofort nach dem Signal für das Vorhandensein von Giftstoffen im Gelände das gelbe Fähnchen gesetzt – als Zeichen für den nachfolgenden Entaktivierungstrupp. Fuhr aber nicht, wie vorgeschrieben, mit ihrem UAS den Sicherheitsabstand von 50 Metern zurück. Hatten sie's vielleicht in der „Hitze des Gefechts" vergessen, oder? Stockend brachte das Waleri vor. Irgendwie war's ihm peinlich für seine Freunde. Und denen nicht minder. Zwar versuchten sie, sich mit der Bemerkung, das könne schon mal passieren, außerdem sei es ja nur eine Übung gewesen, aus der Affäre zu ziehen. Doch war ihnen völlig klar, daß sie sich solche Unzulänglichkeiten als künftige Truppenoffiziere nicht leisten durften, auch wenn's „nur" Training ist. Im Gefecht kann so ein nachlässiges Verhalten Menschenleben kosten.



Drei Treppen, Gang rechts, fünfte Tür links. Hier soll die gemeinsame Probe stattfinden. Die Akteure – Offiziersschüler der Sektion Chemische Dienste und Soldaten der Partnereinheit Ludnikow. Seit über einem halben Jahr singen und musizieren sie gemeinsam. Getrennt haben beide Gruppen allerdings schon länger existiert. Getrennt sind sie auch in gemeinsamen Veranstaltungen aufgetreten – die Löbauer a capella, die Freunde mit Begleitung. Mal im Objekt der Partnereinheit, mal an der Hochschule. Aber auch im Haus der Armee waren sie bereits zu sehen und zu hören...

„Natschinajem! Wir fangen an!" Offiziersschüler Wasja Berner, an diesem Tag amtierender Singechef, bringt energisch Ordnung in das Durcheinander. In das Verstärker einstellen, Gitarre stimmen, Texte üben. Aufstellung, Einsatz!

Das Repertoire ist zur Zeit noch etwas bescheiden. „Drushba – Freundschaft" und „Grandola" „sitzen bereits". Und laut Wasja sind einige Volkslieder schon „in Arbeit". Viel zu selten finden gemeinsame Proben statt. Der Grund: Hier Studienplan, dort militärische Ausbildung. Es ist schwer, immer beides unter einen Hut zu bringen. „Dafür gibt's aber jedesmal Hausaufgaben", meint Michael Iwanow, der Chef seiner singenden Band.

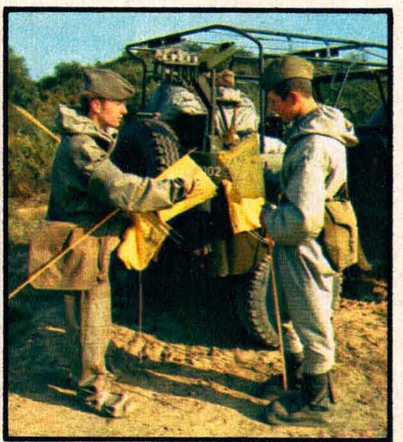
Und mit wieviel Fleiß und Ausdauer neue Texte bei den Ludnikows gelernt werden! Der Kommandeur persönlich: „Wenn irgendwo Gruppen zu zweit oder zu dritt, mit einem Zettel in der Hand, irgend etwas vor sich hinmurmeln, dann weiß ich, sie üben deutsche Folklore. Sie lieben diese Lieder nicht weniger als unsere Kalinka." Aber auch DDR-Hits werden neuerdings an allen möglichen Orten gesungen und gepfiffen. Was da so bevorzugt wird, konnte mir Oberst Ludnikow allerdings nicht sagen. Das sei nicht so sehr sein Metier – von einem Klavier im Wasser sei manchmal die Rede, meinte er lachend. Aber die nunmehr seit über vier Jahren bestehenden Beziehungen zwischen den Kursanten und Soldaten seien eine ganz prima Sache. „Meine Offiziere und Soldaten lernen so die DDR, die Probleme, die Sie hier haben, viel besser kennen. Persönliche Gespräche klären vieles oft nachhaltiger als manche Lektion. Stimmt doch, oder?" Zustimmendes Nicken des Genossen

Politstellvertreter. „Und dann: Ich könnte mir wirklich neben dem sozialistischen Wettbewerb keinen besseren Anreiz für gute Leistungen in der Gefechts- und politischen Ausbildung wünschen. Nur unsere Besten nehmen an den gemeinsamen Maßnahmen teil. Das spornt an."



Einmal kam die Rede auf das Jugendobjekt. Ein bißchen kleinlaut wurden die Löbauer, als sie von dem der Waffenbrüder hörten, von dem Elan, mit dem dabei zu Werke gegangen wird. Zehn bis fünfzehn Stunden „werkeln" da manche pro Woche, damit aus der ehemaligen Lagerhalle recht bald das geplante Lehrgebäude entsteht. Der Vergleich zum Jugendobjekt der Chemiker an der Schule fällt nicht sehr vorteilhaft aus. Deren Rekonstruktion des Lehrplatzes für Schutzausbildung geht nur zögernd voran. Hauptmann Werner Fellmuth sieht eine Ursache darin, daß die ganze Angelegenheit nicht genügend popularisiert wurde. Aber liegt's wirklich nur daran? Ziemlich heftig debattierten die FDJler über mögliche Gründe für das unterschiedliche Wachstum beider Jugendobjekte. Die „andere Mentalität der Freunde" wurde ins Feld geführt. Oder: „Der Komsomol hat eben mehr Autorität". „Die Freunde nehmen so etwas viel ernster." „Kunststück, auf sie wartet ja auch kein Mädchen am Tor. . ." Starschisergeant Alexander Duforowitsch hörte sich das eine ganze Weile mit an. Dann sagte er nur: „Ist doch ganz klar. Die Lagerhalle,

Beziehungen



Die Erfahrungen der sowjetischen Genossen aus den vorangegangenen Übungen spielen bei gemeinsamen Treffen immer eine Rolle. Sehr gern nutzen die Offiziersschüler diese für sie außerplanmäßige Truppenpraxis.

das ist unsere BAM." Für ihn und seine Genossen schien damit die Sache hinreichend geklärt zu sein. Trotzdem fügte er hinzu: „Jugendobjekte, die sind so etwas wie eine Tradition bei uns. Versteht ihr?" Zögerndes Kopfnicken. „Seit seinem Bestehen hat der Komsomol große Aufgaben von Partei und Staat übertragen bekommen – und gelöst. Immer. Der Wolga-Don-Kanal beispielsweise geht zum größten Teil auf's Konto des Komsomol. Oder: Zu Lenins 100. Geburtstag übernahm unser Jugendverband die Patenschaft über 100 der wichtigsten Großbauten meiner Heimat." Alexander nennt als Beispiel das Wasserkraftwerk bei Krasnojarsk – das größte der Welt – die Autowerke bei Togliatti und an der Kama. „Jeder, der an so einem Werk mitarbeitet, mitarbeiten kann, ist stolz darauf. Es ist für ihn eine Ehre. Ja, und seht ihr, deshalb setzen auch wir hier alles daran, daß unser Lehrgebäude recht bald fertig wird." Lachend fügte er noch hinzu: „Zumal wir unter dem schützenden Dach gegenüber den BAM-Erbauern im Vorteil sind – keine Temperaturen bis vierzig minus, weder Sturm noch Regen oder Schlamm ... „Und für mich", so Jürgen Viertel aus dem Hintergrund, „steht jedenfalls fest, wir werden unseren Leuten derartige Sachen künftig jedenfalls auch schmackhafter machen. Gleich vom 1. Lehrjahr an."



Perfekte Kraftfahrer und dann in der Verkehrsschulung? Wladimir beispielsweise hat mit seinem URAL schon Tausende Kilometer in der Ukraine zurückgelegt. Saschas Revier waren vorwiegend die Straßen Moskaus, und Mischa verdiente sich erste Sporen als Taschkenter Obusfahrer ... Das spezifisch Militärische beim Fahrzeuglenken haben sie sich bereits während der ersten Wochen des Grundwehrdienstes angeeignet. Nun fahren sie auch mit Nachtsichtgerät sicher, bezwingen sie schwierigste Geländeabschnitte mit und ohne Schutzbekleidung, beherrschen das Radwechseln in Rekordzeiten ... Und trotzdem drücken sie an diesem Vormittag die Schulbank in der Offiziershochschule. Ob sie vielleicht „gesündigt" haben? Keinesfalls. Diese Fahrer haben sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie erhalten hier lediglich einen speziellen Schliff. Oberstleutnant Hauschild,

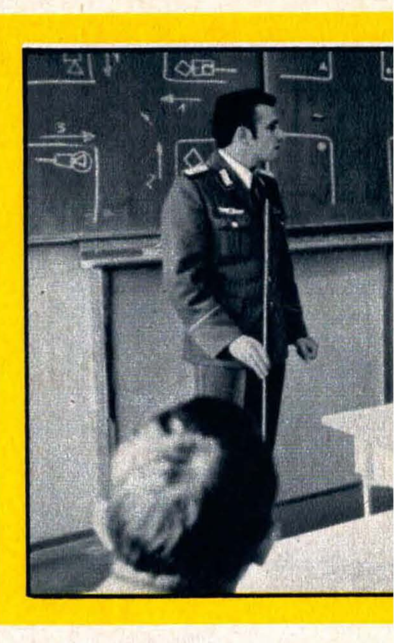
Fachgruppenleiter Kfz, macht sie mit der Straßenverkehrsordnung der DDR, vor allem mit den Abweichungen gegenüber der sowjetischen vertraut, mit den ihnen noch unbekannten Verkehrszeichen, erläutert die Phasenschaltung an Ampeln...
Regelmäßig aller halben Jahre stellen sich die „Neuen" der Partnereinheit zum Verkehrsunterricht ein. Eine seit Jahren bewährte Waffenbrüderschaftspraxis. Natürlich könnten sich die sowjetischen Kraftfahrer dieses Pensum auch in ihrer Kaserne einpauken. Aber weshalb sollte den Freunden die Lehrbasis der Offiziershochschule vorenthalten werden? Die modernen technischen Mittel – Fahrtrainer, programmierte Lehrtexte, Verkehrsschemata usw. werden ihnen gern zur Verfügung gestellt. Der Lehrfilm mit den gebräuchlichsten Straßenverkehrssituationen wurde eigens für die Genossen der Partnereinheit russisch besprochen. Und der Oberstleutnant gibt sich als ihr Lehrer alle Mühe, die etwas trockene Paragraphen-Verbots- und Hinweisschilderpaukerei recht lebendig zu gestalten. Seine Schüler fordern ihn aber auch ganz schön! „Mit Halbheiten geben sie sich einfach nicht zufrieden. Erst muß alles ‚jasno', völlig klar sein."
Schönster Lohn für den Lehrer, wenn sich irgendwann mal ein Fahrer der Partnereinheit bei einer zufälligen Begegnung seiner erinnert und freudestrahlend meldet: „Wsjo choroscho! Alles in Ordnung! Keinen Verweis! Keinen Stempel..."



Was dem einen die Straßenverkehrsordnung, ist den anderen die Wandzeitung.
Am bösen Willen oder gar Unvermögen lag's nicht, wenn die Kompaniewandzeitung der Löbauer Chemiker bis vor kurzem oft ein kümmerliches Dasein führte. Es war eben bequemer, einen gekonnt formulierten Kommentar aus irgendeiner Zeitung auszuschneiden und säuberlich ans Brett zu heften, als sich selbst zu bemühen.
Kein Wunder, wenn die Zeitung der Partnereinheit einem beim Besuch im Leninzimmer um so mehr ins Auge sticht. Nicht nur, daß sie gut gestaltet ist. Auch ausgeschnittene Artikel sucht man vergebens. Den äußerlichen Qualitäten stehen die inhaltlichen nicht nach. Es fällt auf, daß die Ergebnisse im sozialistischen Wettbewerb für das gesamte Ausbildungshalbjahr sichtbar sind – und nicht nur etappenweise wie in der Sektion. „Dadurch", so gestand Offiziersschüler Hartmut Brenner ein, „war unser Kollektiv nicht immer über Höhen und Tiefen eines jeden einzelnen informiert, konnte oft nicht rechtzeitig Hilfestellung geben." Den Löbauern entgeht auch nicht, daß aktuelle Fragen bei der „Konkurrenz" sofort aufgegriffen und behandelt werden. Der Komsomolsekretär oder der Kompaniechef persönlich steuern in solchen Fällen als erste ihre Meinung bei.
Die Offiziersschüler notieren sich das Ganze erst einmal gewissenhaft, beraten dann in der Leitung, und nach und nach verändert auch *ihre* Wandzeitung das Gesicht. Schon während des IX. Parteitages, später in der Vorbereitung der Volkswahlen, wird die aktuell-politische Seite fast täglich auf den neuesten Stand gebracht. Ohne mit der Schere zu arbeiten! Nach Prüfungen oder Auswertungen der praktischen Ausbildung ist die Wandzeitung der Chemiker neuerdings immer dicht umlagert: Ergebnisse werden nämlich sofort veröffentlicht – wenn's auch für's erste oft nur ein Zettel ist, von Hand geschrieben.
Zu bestimmten Anlässen – am Tag der Sowjetarmee zum Beispiel oder dem der NVA, auch während des Feldlagers, werden Wandzeitungen nicht selten ausgetauscht. Und laut Expertenurteil der Freunde schneiden die Offiziersschüler nunmehr ganz gut ab...



In der Kaffeestube des 3. Lehrjahres. Eine zwanglose Runde bei



einer Tasse Schwarzem. In der Ecke erzählt Michail von seinem Urlaub. Für ausgezeichnete Ergebnisse in der Gefechts- und politischen Ausbildung hatte er auf Vorschlag des Komsomol vom Kommandeur Sonderurlaub erhalten. Eine gewichtige und nicht sehr häufige Auszeichnung für die Soldaten der GSSD. Michails Freude war deshalb nur zu verständlich. Und so erfahren seine deutschen Freunde von den Veränderungen der Lwower Magistrale, von Fortschritten im Studium seiner Schwester Irina, von den vielen Leckereien, die die Mutter ihm immer wieder angeboten habe – und natürlich auch von „Ihr". Stolz reicht Michail sein neuestes Fotodokument in die Runde. Lobende Worte über seinen guten Geschmack. Aber es fällt keine der sonst so beliebten Bemerkungen, über schöne Augen, Beine, tolle Figur, sondern: „Das ist ja noch immer deine Ljuba vom vergangenen Jahr. Wie kommt das bloß? Bei manchem von uns wechselt das Bild in der Brieftasche öfter..." Rainer Hartmann spricht das aus, was die anderen

Beziehungen





ebenfalls bewegt. „. . . was nicht immer Schuld des Mädchens sein muß", fügt er noch hinzu. „Was soll man dazu sagen?" Ratloses Achselzucken seitens Michails. „Unsere Mädchen sind nicht prüde. Sie sind genauso lebenslustig wie eure. Ja, sie gehen auch tanzen in der Zeit der Trennung. Weshalb auch nicht? Leicht ist's weder für sie noch für uns. Schließlich – zwei Jahre, dazu noch die Entfernungen. Nur postalische Grüße . . . Zweifel an der Treue? Natürlich kommen manchmal solche Gedanken. Aber das geht vorüber." Nachdenklich betrachtet Michail seine Ljuba, streicht liebevoll mit der Hand über das Bild. „Vielleicht, vielleicht liegt's daran – unsere Mädchen sind meist sehr stolz auf ihren Freund, wenn er zur Armee geht. Es ist dies der Stolz auf die Sowjetarmee, der in unserer Heimat Tradition ist."

Recht still ist's in der Runde geworden. Weder Michail noch seine Genossen können Rainers Frage an diesem Nachmittag klären. Für den Lwower Elektromonteur steht jedenfalls fest: Wenn er nach Hause kommt, wird geheiratet.

★

Über die Liebste daheim unterhält man sich nicht mit irgendwem. Solche Gedanken offenbart man nur wahren Freunden. Die Offiziersschüler der Sektion Chemische Dienste sind stolz auf diese Freundschaft. Eine Freundschaft, die auf Jahre hinaus, wenn sie längst in ihr künftiges Truppenleben hineingewachsen sind, noch Früchte tragen wird.

Gisela Schulz

Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer, Kulitschenko (1)







BILDKUNST 1977

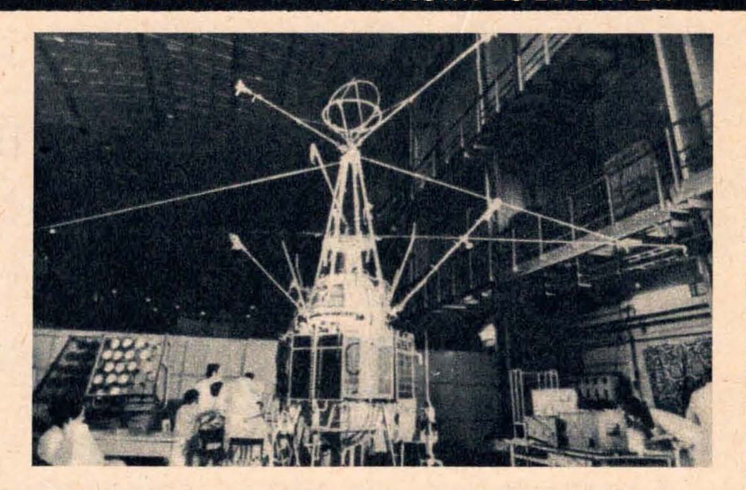
Alfred Zenichowski: „Soldatenfreizeit", Öl

Es ist durchaus vorstellbar, daß der junge Maler den Auftrag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, ein Gemälde zum Thema „Soldatenfreizeit" zu schaffen, auch ganz anders hätte ausführen können, einfacher, zum Beispiel auf eine Szene beschränkt. Aber er wählte eine anspruchsvollere Form, die den Vorteil größerer Informationsmöglichkeit besitzt. Als Nachteil tritt aber die Gefahr auf, zu vieles unterbringen zu wollen, um möglichst viel zu zeigen. Die Beschränkung auf das, was wesentlich erscheint, scheidet Geschwätzigkeit von kluger Darlegung, Zufälligkeit von ausgewogener Gestaltung.
Alfred Zenichowski, 1942 geboren, hat an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee studiert und im Jahre 1969 das Diplom für Malerei und Grafik bei seinem Lehrer Walter Womacka erworben. Der Stil des Lehrers ist an der Malweise und an der Farbgebung, auch an der zeichnerischen Formung im Bilde des jüngeren Malers zu erkennen. Diese keineswegs erstaunliche Tatsache mindert nicht die Leistung Zenichowskis. Es wäre eher erstaunlich, die Wirkung des Lehrers zu vermissen und einem Experiment gegenüberzustehen, das mangelnde Erfahrung durch Kraftmeierei ersetzen müßte, denn ein so großformatiges Werk (186 × 240 cm) zu gestalten und die Reichhaltigkeit eines Themas möglichst klar auszudrücken, ist Womackas Bestreben seit seinen Anfängen gewesen. Zenichowski hat von den Leistungen seines Lehrers profitieren können und ordnete Szenen, die ihm charakteristisch für die Freizeit eines Soldaten der Nationalen Volksarmee erscheinen, auf seinem Bilde um eine zentrale Gruppe. Dabei vermied er eine Aufteilung der Bildfläche, die spannungslos ähnliche Szenen miteinander verbände. Es ist eher ein kontrastierendes Verfahren, das ihm angemessen und hinlänglich differenziert schien. Freizeit als träge Einseitigkeit aufzufassen und nicht die mannigfachen Möglichkeiten im Auge zu haben, die einem jungen Menschen bei uns offenstehen, ergäbe ein langweiliges, unrealistisches Bild. Kompositorisch geschickt hat der Maler deshalb beispielsweise Sport und Lesen als einander ergänzende Beschäftigungen durch die Anordnung der entsprechenden Figuren auf dem Bilde sinnfällig aufeinander bezogen. Das ist ebenso ungesucht geschehen wie die Gestaltung der linken Bildhälfte. Die Familie, für viele junge Soldaten bereits eine gewichtige Realität, und die Arbeit, für alle der Ausgangspunkt ihrer Existenz als Glieder der Gesellschaft, bilden die Themen. Zenichowski fand auch im Detail einfache bildnerische Lösungen; man sehe zum Beispiel, wie er die unlösliche Verbundenheit zwischen Soldat und Werktätigem durch den Griff des Soldaten nach dem Arbeiter-Werkzeug symbolisiert. Die Schlichtheit solcher Symbolik bewahrt dieses Gemälde davor, einer dem Hauptthema nicht zuträglichen gedanklichen Überlastung ausgesetzt zu sein. Zenichowski hat aber auch bei der Auswahl der Szenen sicheres Gefühl dafür bewiesen, sie als beispielhafte Sinnbilder wirken zu lassen. Die Gesamtkonzeption ist deswegen so angelegt, daß k e i n einheitlicher Bild-Raum entsteht.
Das zwingt dazu, das Bild gleichsam zu lesen. Die Mittelgruppe benötigt kaum Erklärungen; Zenichowski hat versucht, die Gelöstheit der beiden jungen Menschen durch das Schweben der Gestalten auszudrücken. Geschickt ist die Körperhaltung beider Figuren für die Bildkomposition ausgenützt worden. Man kann aber nicht verhehlen, daß der Künstler seine Absicht, Leichtigkeit, Freude darzustellen, nicht ganz hat verwirklichen können. Die Körperhaltung scheint etwas bemüht, und durch die Blickrichtung beider Gestalten auf den Betrachter wirken diese voneinander isoliert. Solche Einwände mindern nicht die Achtung vor dem Versuch des Künstlers, den ersten Bildauftrag dieser Art durch ein assoziatives Werk zu erfüllen. Das Gemälde hängt im Foyer des Hauses der Nationalen Volksarmee in Löbau. Der Künstler leistet gegenwärtig einen halbjährigen Dienst in der NVA und wird gewiß Anregungen zu weiteren Arbeiten mit militärischem Thema finden.

Horst-Jörg Ludwig
Reproduktion: Gerhard Thiede

AR 3/77 | TYPENBLATT | RAUMFLUGKÖRPER

Meßsatellit Interkosmos 14 (Sozialistische Länder)



Technische Daten:

Verwendung	Meßsatellit
Bahndaten:	
Bahnneigung	74,0°
Umlaufzeit	105,3 min
Perigäum	345 km
Apogäum	1 707 km
Startdatum	11. 12. 1975

Dieser in der Sowjetunion gestartete Erdsatellit dient der Erforschung der Niederfrequenzschwingungen in der Magnetosphäre der Erde, der Struktur der Ionosphäre sowie der Intensität von Mikrometeoritenströmen. An Bord des Raumflugkörpers befinden sich Geräte aus der Sowjetunion, Bulgarien, Ungarn und der ČSSR, darunter Instrumente für die Registrierung der magnetischen und elektrischen Komponenten des niederfrequenten Strahlungsfeldes und die Messung der Elektronentemperatur in der Ionosphäre, für die Messung der Ionenkonzentration und für das Aufspüren von Mikrometeoritenströmen. Die Energieversorgung des Satelliten erfolgt durch Solarzellen.

AR 3/77 | TYPENBLATT | KRIEGSSCHIFFE

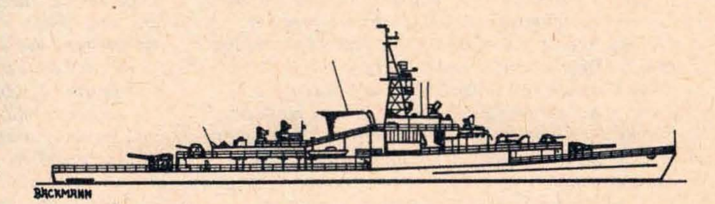
Fregatte Köln-Klasse (BRD)



Taktisch-technische Daten:

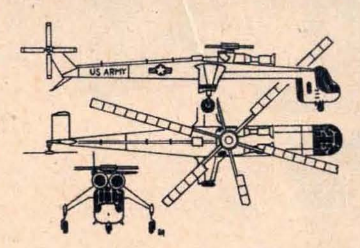
Verdrängung	2090 ts
Länge	110 m
Breite	11 m
Antrieb	4 Dieselmotoren 12 000 PS 2 Gasturbinen 24 000 PS
Tiefgang	3,4 m
Geschwindigkeit	30 kn
Bewaffnung	2 × 100-mm-Geschütze; 6 × 40-mm-Geschütze; 4 × U-Jagdtorpedorohre; 2 × Vierfach-U-Jagdraketenwerfer
Besatzung	200 Mann

Die ab 1961 bei der Bundesmarine eingeführten sechs Fregatten haben Geleitaufgaben durchzuführen. Sie wurden anfangs auch als Geleitboot bezeichnet. Neben der für Marschfahrt ausgelegten Antriebsanlage mit Dieselmotoren können zum Erreichen der Höchstgeschwindigkeit die Gasturbinen zugeschaltet werden. (Im Bild: F-225 „Braunschweig")



AR 3/77 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Hubschrauber Sikorsky CH 64 „Skycrane" (USA)





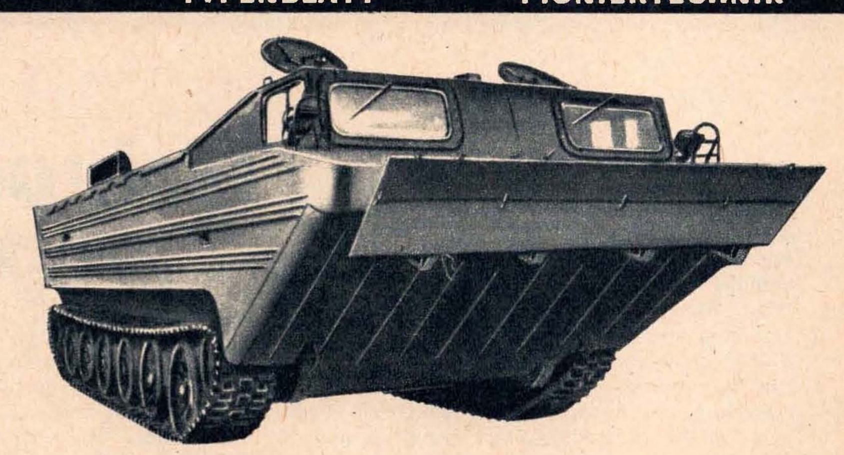
Taktisch-technische Daten:

Länge	26,65 m
Höhe	7,30 m
Rotor Ø	23,50 m
Masse (leer)	7820 kg
Masse (Flug)	17267 kg
Nutzlast	6000 kp bis 9000 kp
Höchstgeschwindigkeit	200 km/h
Marschgeschwindigkeit	175 km/h
Steigleistung	7 m/s
Gipfelhöhe	3200 m
Reichweite	270 bis 360 km
Triebwerk	2 Gasturbinen Pratt und Whitney JFTD 12 A, je 4680 PS
Besatzung	2 bis 4 Mann

Der „Skycrane" ist ein schwerer Kranhubschrauber, der von Sikorsky zusammen mit dem BRD-Konzern „Weserflug" geschaffen wurde. Die Materialien werden an der Lastenwinde oder in Spezialbehältern transportiert. Diese können als Mehrzweckbehälter für Personen und Frachten, als taktische Führungszentrale, Hospital oder Kraftstoffspezialbehälter (4 × 1900 l) ausgelegt werden. Die Mannschaftskabine nimmt 60 vollausgerüstete Soldaten auf.

AR 3/77 — TYPENBLATT — PIONIERTECHNIK

Schwimmwagen PTS-M (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	17700 kg
Länge	11500 mm
Breite	3300 mm
Höhe	2650 mm
Spurweite	2800 mm
Fahrgeschwindigkeit	40 km/h
Höchstgeschwindigkeit im Wasser mit 10 t Nutzmasse	10 km/h
Fahrbereich	500 km
Bodenfreiheit	400 mm
Steigfähigkeit ohne Ladung	30°
Steigfähigkeit mit 10 t Masse	15°
Überschreitfähigkeit	2500 mm
Kletterfähigkeit	650 mm
Besatzung	2 Mann

Der Schwimmwagen wird eingesetzt zum Übersetzen von Schützeneinheiten (bis 70 Mann), Geschützen und Kfz, beim Bau von Anlege-, Fähren- und Brückenübersetzstellen sowie bei Taucherarbeiten. Zur Spezialausrüstung gehören die Sanitäts- und die Seeausrüstung. Das Fahrzeug ist ferner mit einem Schwimmwagenanhänger ausgestattet.



Tatsachenbericht
von Dr. Christian Heermann,
illustriert von Karl Fischer

Aufstieg und Fall der ›Schwarzen Panther‹

Der Highway 51 gehört zu den Ausfallstraßen von Memphis, und mit dem Überschreiten der Stadtgrenze verläßt man zugleich den Staat Tennessee. Schilder am Straßenrand verkünden ein „Willkommen in Mississippi, dem Staat der Magnolien", und zeigen an, daß es bis zur Hauptstadt Jackson noch 210 Meilen sind. In fast schnurgerader Südrichtung führt der Highway dann weiter.

Am Morgen des 6. Juni 1966 betrachtete ein Neger jene Tafel mit dem Willkommensgruß, freute sich über den Spruch und begann, leise vor sich hin pfeifend, eine Wanderung nach Mississippi. Auffallend an diesem Mann war insbesondere ein mitgeführter Stock von beträchtlicher Größe, reich verziert mit Schnitzereien und bunten Bemalungen, der sicherlich besser in ein Völkerkundemuseum gepaßt hätte, statt auf dieser staubigen Straße als Wanderstab zu dienen. Nach Jackson wollte er laufen, hatte der Farbige verschiedentlich verkündet, und da ein solcher Gewaltmarsch nicht alle Tage vonstatten ging, folgten ihm am nächsten Morgen einige Neugierige und ein paar Reporter. Höher stieg die Sonne, heiß brannten ihre Strahlen, und die kleine Schar von Menschen begrüßte den wohltuenden Schatten, den hohes Buschwerk am Rande des Highway spendete. In dem Augenblick wurden sie überrascht, als aus dem Gestrüpp ein Mann sprang und sich vor ihnen auf die Straße stellte.

„James", rief der Unbekannte, „dich suche ich!"

Der Neger mit dem sonderbaren Stock blieb stehen.

„Ja, ich bin es", sagte er stockend. „Was ist los?"

„Das ist los!" schrie der Mann und riß ein Gewehr an seine Schulter. Dreimal drückte er ab, und der mit „James" angesprochene Wanderer brach laut aufschreiend zusammen.



„Wer ist das?" rief er dabei immer wieder mit erstauntem Blick. Blut lief über sein Gesicht und tropfte auf das Pflaster. Die anderen Menschen aus der kleinen Schar handelten unterschiedlich, aber rasch. Einige hielten den unbekannten Schützen fest, der sich das widerstandslos gefallen ließ, andere liefen nach einem Krankenwagen, die Reporter machten Aufnahmen.
Das Ambulanzfahrzeug brachte den Verletzten

nach Memphis zurück, wo im dortigen Krankenhaus die Ärzte feststellten, daß die Wunden relativ ungefährlich waren, obwohl drei Schrotladungen aus nächster Nähe abgefeuert worden waren.
Der überfallene Farbige hieß James Meredith, ein Name, der überall in den Vereinigten Staaten bekannt war, weil Meredith 1962 versucht hatte, sich an der University of Mississippi in Oxford immatrikulieren zu lassen. Blutige Straßenschlachten, von weißen Rassenfanatikern provoziert, erschütterten daraufhin die Stadt. Auf persönliche Intervention von Präsident Kennedy griffen 16000 Soldaten ein, in diesem Falle einmal, um das verfassungsmäßig verbürgte Recht für James Meredith durchzusetzen. Der junge Farbige studierte einige Zeit in Oxford, dann in New York, schließlich im afrikanischen Staat Nigeria.
1966 war er in die USA zurückgekehrt und wollte, auf sich allein gestellt, erproben, welche Fortschritte es den Bürgerrechten gegenüber seither in Mississippi gegeben hatte. So kündigte er einen Fußmarsch von Memphis nach Jackson an und führte als Erkennungszeichen jenen Stock mit sich, den ihm ein nigerianischer Häuptling geschenkt hatte.
Bei dem Attentäter handelte es sich um einen arbeitslosen Buchhalter aus Memphis, der zum weißen Rassenmob der Stadt zu rechnen war.
Die Schrotschüsse auf den harmlosen Wanderer lösten unter den Afroamerikanern Unruhe und Zorn aus. Obwohl Meredith jede Organisation der Farbigen ablehnte und die Meinung vertrat, daß jeder für sich sein Recht durchsetzen müßte, machten sich mehrere prominente Negerführer auf den Weg nach Memphis. Dr. Martin Luther King besuchte den Verletzten und auch Stokely Carmichael, der bis dahin Vorsitzender des „Koordinierungsausschusses gewaltloser Studenten" (SNCL) war.
Die Bürgerrechtskämpfer verschiedener Organisationen, die in Memphis zusammenkamen, beschlossen als Protest gegen den feigen Überfall einen gemeinsamen Marsch nach Jackson, über jenen Highway, den auch Meredith für seine Wanderung gewählt hatte. Obwohl es zwischen den Gruppen Differenzen über die zu proklamierenden Ziele gab, fand die Aktion statt. Einige hundert Farbige begannen in Memphis, und drei Wochen später zogen 15000 Menschen durch die Straßen von Jackson.
Stokely Carmichael, bisher ein Anhänger der Gewaltlosigkeit, hatte nach und nach seine Hoffnungen auf den Erfolg dieser Taktik verloren. Innerhalb von fünf Jahren hatte ihn die Polizei siebenundzwanzigmal ins Gefängnis geworfen, aber der Anschlag auf Meredith brachte die endgültige Wende. Als der Marsch die Höhe von Greenwood erreicht hatte, hielt der Studentenführer seine berühmt gewordene Rede. „Wir rufen die Neger auf, nicht nach Vietnam zu gehen, um zu kämpfen", sagte er, „sondern hierzubleiben, um zu kämpfen. Wenn sie einen von uns ins Gefängnis setzen, dann zahlen wir keine Kaution mehr, um ihn zu befreien. Wir selbst gehen zum Gefängnis und befreien ihn. Und überall dort, wo die Neger die Mehrheit der Bevölkerung sind, werden wir jede passende Situation nutzen, um die politische Macht zu ergreifen. Was wollen wir? Black Power!"
„Black Power!" – „Schwarze Macht!" Begeistert wurde dieser Ruf aufgenommen, und immer wieder ertönten jene beiden Worte.
Martin Luther King, Teilnehmer des Marsches nach Jackson, war durch diese Losung aufgeschreckt. Im Gespräch versuchte er Carmichael zu bewegen, die Parole zurückzunehmen. Er befürchtete Schlimmes für die Bürgerrechtsbewegung, erkannte aber später in einem Interview mit der „New York Times" an, daß die „Black-Power-Bewegung" ein Versuch der Neger ist, ihr verzweifeltes Bedürfnis nach Stolz und Würde herauszubilden.
Der Negerpastor mußte, so tragisch das für ihn auch sein mochte, die bittere Erkenntnis gewinnen, daß seine Taktik der Gewaltlosigkeit durch die gewalttätigen, blutigen Aktionen der weißen Rassisten in eine Krise gelangte und daß der Ruf nach „Black Power" nur ein Ausdruck dieser Krise war.

Ein Bewußtloser schießt

Rasch verbreitete sich die Losung von der „Schwarzen Macht" im Lande und drang auch in die Negerghettos von Oakland bei San Francisco. Im Herbst 1966 gründeten hier Bobby Seale und Huey Newton die „Black Panther Party" (BPP), die „Partei der Schwarzen Panther", die am Anfang nur ein Ziel hatte: Im Rahmen der geltenden Gesetze sollten sich die jungen Ghettobewohner bewaffnen, um Übergriffe des weißen Rassenmobs und der Polizei abzuwehren.
Bald gab es die ersten Selbstschutztruppen; ihre Mitglieder trugen einheitliche Kleidung: schwarze Lederjacke mit einem Panther-Bild auf dem Rükken, schwarze Hose, schwarze Baskenmütze. Einige führten fast ständig eine lässig über die Schulter geworfene Maschinenpistole mit sich.
In dieser Anfangsphase nahm das FBI offiziell kaum Notiz von den „Black Panthers", wollte doch diese Organisation ihre Ziele ganz offensichtlich durch das Handeln einer „schwarzen Elite" erreichen und nicht durch revolutionäre Massenkämpfe. Dies aber bedeutete keine Gefahr. Im Gegenteil, man wollte den schwarzgekleideten Burschen den Spaß lassen, mit der MPi im Ghetto herumzulaufen.
Nach einigen Monaten aber änderte sich diese Einschätzung schlagartig, als Zeitungen der KP der USA das Sektierertum der „schwarzen Elite" kritisierten und die Partei eine gemeinsame Plattform mit den „Panthers" für den Kampf um die Be-
(Fortsetzung Seite 85)

Traditionelles



An Traditionen gibt's ja so manches. Aber ob nun so 'ne oder solche – 'ne Tradition hat jede Armee. Und je nachdem, ob es so 'ne oder solche Tradition ist, ist es so 'ne oder solche Armee. An ihren Traditionen kann man nämlich erkennen, wes Geistes Kind Streitkräfte sind.
Da werden eben in der einen Armee Leute und ihre Taten zu „geschichtlichen Vorbildern, Erfahrungen und Symbolen" gemacht wie beispielsweise der kaiserliche Generalstäbler Ludendorff, der die Theorie eines „totalen Krieges" ausgearbeitet hat. Dort ist es eben ein „gültiges Erbe der Vergangenheit", an der Spitze einer Division der faschistischen Wehrmacht in die Sowjetunion eingefallen zu sein wie Hitlers Lieblingsgeneral Dietl. Da wird „Zugang" zu solchen „ewigen Soldatentugenden" erschlossen wie denen des faschistischen Generals Kübler, der wegen seiner Kriegsverbrechen in Jugoslawien hingerichtet wurde. Nein, es ist nicht nur Stuka-Rudel, der auf seine Art den Soldaten dort „befähigen" soll, „den ihm in Gegenwart und Zukunft gestellten Auftrag besser zu verstehen und zu erfüllen". Da kann man mir doch noch so oft erzählen, die Bundeswehr der BRD sei eine durch und durch friedfertige Truppe. Ich werd's bestimmt nicht glauben!
Was da die geschichtlichen Traditionen der Nationalen Volksarmee der DDR betrifft, so sind sie ja ebenfalls bekannt. Für uns sind die Bauern, die 1525/26 unter dem Zeichen des Bundschuhs gegen Leibeigenschaft und Fürstenwillkür kämpften, ein Leitbild. Die Lützowschen und die Yorckschen Truppen, die 1813 in deutsch-russischer Waffenbrüderschaft Napoleons Eroberungsheer verjagten. Auch die Barrikadenkämpfer und die Freiwilligen der Revolutionsarmee von 1848/49. Und die Pariser Kommunarden von 1871. Vor allem aber jene, die 1917 bis 1920 an der Seite der Roten Garde die Sowjetmacht gegen ausländische imperialistische Interventen und russische Weißgardisten verteidigten. Die Soldaten und Matrosen der Volksmarinedivision 1918 und der Roten Ruhrarmee 1920. Die bewaffneten Arbeiter im Kampf gegen Kapp und Lüttwitz 1920 und während des Hamburger Aufstandes 1923.
Für uns gilt das „Pasaremos!", mit dem die Interbrigadisten 1936 bis 1938 in Spanien in die Schlacht gegen den Faschismus zogen. Uns sind Standpunkt und Standhaftigkeit der deutschen Kommunisten und Antifaschisten Vorbild, die während des zweiten Weltkrieges in den Partisanenabteilungen vieler Länder gegen die Hitler-Truppen kämpften. Die sich in der Bewegung „Freies Deutschland" und in den bewaffneten Widerstandsgruppen der Häftlinge faschistischer Zuchthäuser und Konzentrationslager zusammengeschlossen hatten. So sehen unsere Traditionen aus. Der eine Teil wenigstens.
Denn mit einundzwanzig wird man ja wohl von sich sagen dürfen, daß man selbst auch schon ein bißchen Vergangenheit hat. Eine mit Taten und Daten (von historischer Bedeutung, versteht sich). Solche wie den 13. August 1961



zum Beispiel. Das ist so eine von den NVA-eigenen Traditionen.
Sie sind bei uns in guter Pflege, die älteren wie die jüngeren dieser Traditionen. Wir forschen und sammeln, gestalten und stellen aus. Im Regiments-Traditionskabinett und im Armeemuseum. Aber vor allem lernen wir und eifern nach. In der politischen Schulung und in der Gefechtsausbildung.
Traditionen seien so etwas wie eine Brücke, habe ich irgendwo gelesen. Eine Brücke, die von der Vergangenheit in die Gegenwart führt und in Richtung Zukunft weist.
Dieser Vergleich gefiel mir. Und wir haben da ja auch wirklich eine ordentliche Brücke geschlagen. Stabil und breit. Sie bietet Platz nicht nur für Erkenntnisse aus deutscher Vergangenheit. Und sie vermag Gewichtiges zu tragen. Zum Beispiel, was wir uns an Lehren aus der Geschichte der Sowjetunion herüberholen – von Lenins Erkenntnissen zu Militärfragen bis zu den Erfahrungen des Großen Vaterländischen Krieges.
Aber ist denn unter Traditionen eigentlich nur Überliefertes aus vergangenen Zeiten zu verstehen? Tradition, das bedeutet doch wohl auch Herkömmliches, Gebräuchliches. Und da finde ich das ganz treffend, was ein General dazu gesagt hat, wenn's auch schon ziemlich lange her ist. Er lebte von 1755 bis 1813, hieß Gerhard Johann David von Scharnhorst und meinte: „Tradition in der Armee hat es zu sein, an der Spitze des Fortschritts zu marschieren."
Und wenn wir uns unsere einundzwanzig Jahre so ansehen, dann müßten wir eigentlich dem General Scharnhorst schon mal melden: „Befehl ausgeführt!"
Zwar sind die Verhältnisse nicht mehr so wie zu seinen Zeiten. Heute bedeuten Sozialismus und Frieden Fortschritt. Und an seiner Spitze steht die Partei der Arbeiterklasse. Unter ihrer Führung sind wir als Armee aber auch recht tüchtig marschiert. Haben jeden Abschnitt unseres Weges zur entwickelten sozialistischen Gesellschaft zuverlässig abgesichert. Das ist in unserer Armee Tradition.
So ging's dann auch mit dem Frieden in Europa ganz schön voran. Der wohl wichtigste Schritt – nach dem 8. Mai 1945, als die Sowjetsoldaten den Frieden brachten – wurde dazu am 1. August 1975 getan.
Da wurde in Helsinki das Schlußdokument der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa unterzeichnet.
Wir in der Armee hatten den Vertretern des Sozialismus an den Verhandlungstischen in Helsinki und Genf nicht nur die Daumen gedrückt. Nur-Daumen-Drücken gehört nicht zu unseren Traditionen. „Wer immer nur wartet, daß Friede sei, wird vergeblich warten; es wird Krieg sein." So hatte Heinrich Mann einmal geschrieben. Er schrieb's aus seiner humanistischen Überzeugung. Seinen Humanismus dürfen wir getrost auch zu unseren Traditionen rechnen. Es ist ein Humanismus, von dem Mann sagte, daß er für sich einzustehen weiß und gegen seine Mörder keine Schwäche kennt.
Wir können's uns nicht leisten – weder schwach zu sein, noch nur zu warten. Und eben drum ist es bei uns auch schon lange Tradition, daß wir beispielsweise unsere Sache machen im Diensthabenden System der Luftverteidigung des Warschauer Vertrages. Daß es seinen Gang geht mit dem Vorpostendienst von Schiffen unserer Volksmarine auf der Ostsee. Drum ist es in manchen Regimentern schon eine

Traditionelles



regelrechte Tradition, Aufgaben in der Gefechtsausbildung nur mit einem „sehr gut" zu erfüllen. Ist uns Gefechtsbereitschaft nicht mehr nur „Befehl von oben". Kämpfen wir in sozialistischem Wettbewerb darum, persönlich den bestmöglichen Beitrag für eine höhere Kampfkraft zu leisten. Auch das ist bei uns Brauch, ist unsere Tradition, dem Fortschritt zu dienen.
Auch in der Bundeswehr gehört es zur Tradition, an einer Spitze zu marschieren. An der europäischen der „Vorneverteidigungs"-Strategie des Imperialismus. Was jedoch nicht gerade als Fortschritt zu betrachten ist. Vielmehr als ein Zurück, nämlich zu den Grenzen des imperialistischen Deutschland von 1937. Traditionen gibt's eben so 'ne und solche. Und es gibt so 'ne und solche Armeen.

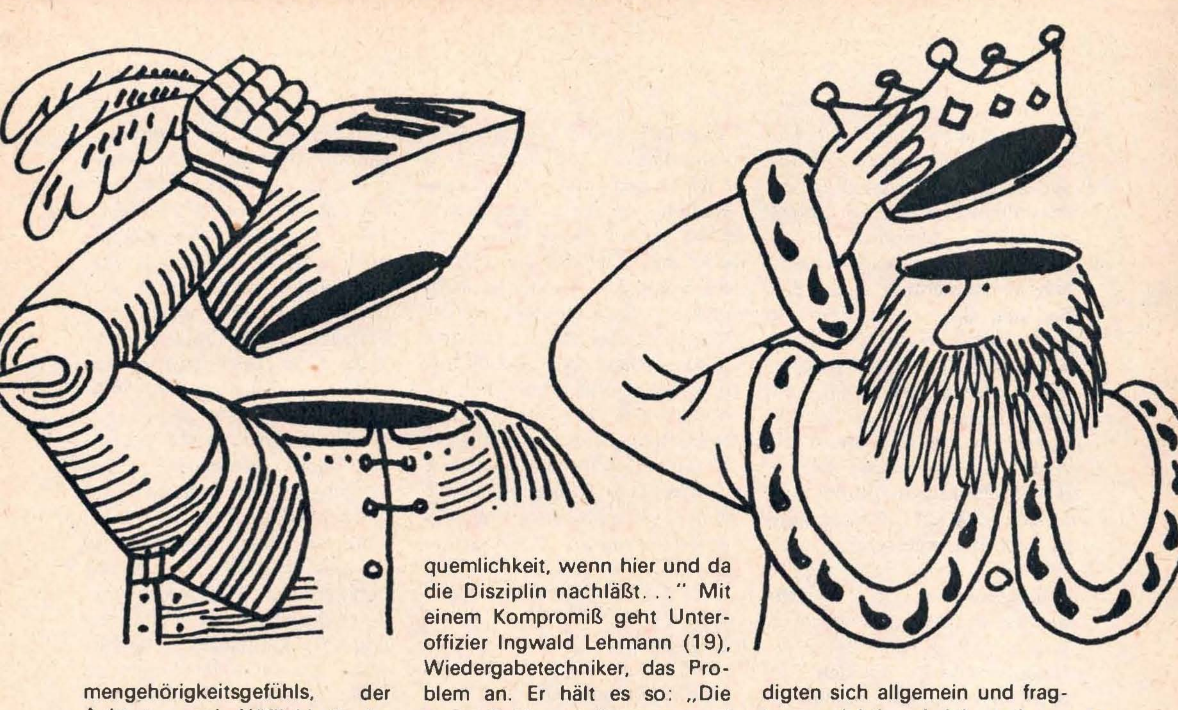
Hauptmann K.-H. Melzer
Gestaltung und Fotografik: Sepp Zeisz



Wie schwer ist die rechte Hand?

Im 13. Jahrhundert war eine „militärische Hand" ganz schön schwer, denn sie war, wie auch andere Körperteile, eisenbewehrt. Aus dieser Zeit soll die militärische Grußerweisung – Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung – stammen. Trafen sich zum Beispiel die Ritter Kuno und Kunibert, und sie hatten gerade mal keinen Streit miteinander, dann klappten sie ihr Visier nach oben, um sich wohlwollend in die Pupille zu schauen. Nun unterlagen auch Ritterrüstungen Veränderungen, die einer nicht zu übersehenden modischen Eitelkeit, zum Beispiel von Ritter Kuno und Ritter Kunibert, entsprangen. Kurz und gut, das Visier entschwand, und man trug Eisenhauben. Da einige ritterliche Gewohnheiten sehr zählebig waren, blieb das Heben der rechten Hand zum nun nicht mehr vorhandenen Visier. Es wurde zu einer Geste freundlichen Entgegenkommens. Blieb nur noch die Frage, wer zuerst seine Hand zum Gruße zu erheben hatte, Kuno oder Kunibert. Da Kunibert auf seiner Burg zwei Zinnen mehr aufweisen konnte, mußte Kuno dieser Tatsache gebührenden Respekt erweisen, indem er Kunibert stets zuerst zu grüßen hatte. Seitdem soll es, wie gesagt, den militärischen Gruß geben, etwa so, wie wir ihn heute im 20. Jahrhundert kennen.

„Gruß hin, Gruß her. Was hat der Unterstellte oder der Vorgesetzte schon davon? Meiner Meinung nach zählt doch nur eins – und das ist die Realisierung von Gefechts- und Ausbildungsaufgaben", murmelt Gefreiter Bernd Siele (22), mot. Schütze, nachdem er von einem Stabsfeldwebel zurechtgewiesen wurde, weil seine Rechte nicht den Weg zum Käppi fand. Feldwebel Ecki Franke (24), stellvertretender Zugführer, hörte in seiner Umgebung ähnliches murmeln und meint deshalb: „So darf man das nicht sehen. Die Grußerweisung gehört zur militärischen Disziplin und Ordnung. Diese wiederum bildet die Grundlage für eine ordentliche Verwirklichung der Kampfaufgaben." Soldat Burghard Kirchner (20), Fernsprecher, nimmt es leicht: „Man muß seine Aufgaben erfüllen, und das Grüßen muß auch sein . . ." Auch Kapitänleutnant Dieter Rieken (30), Politoffizier, würde dem Gefreiten Siele sagen, daß er das Problem einseitig sähe und daß „Disziplin, Ordnung und gepflegte Umgangsformen, also auch das Grüßen, ebenfalls zur Realisierung der Gefechtsaufgaben gehören und sie auf die Dauer erst möglich machen." Dem schlossen sich auch noch Maat Jürgen Drobisch (20), Mechaniker, Hauptmann Jürgen Kube (30), Zugführer, Gefreiter Rudi Mahlzahn (20), Funker, Soldat Norbert Maus (19), Kraftfahrer, Hauptmann Günther Schulz (34), Stabschef, und Oberleutnant Lutz Schneider (27), FDJ-Sekretär, an. Korvettenkapitän Klaus Riedel (37), Leiter einer Politabteilung, verweist noch auf eine ethische Seite des Grüßens: „Die Grußpflicht ist Ausdruck des Zusam-



mengehörigkeitsgefühls, der Achtung und Höflichkeit der Armeeangehörigen untereinander. Sie gehört zum militärischen Leben." „Wer seine Genossen achtet, der grüßt sie auch", unterstützt Oberstleutnant Martin Werner (43), Stabsoffizier. Unteroffizier Bernd Rentsch (21), Mechaniker, rationiert seine Ehrenbezeigung, und da er sie nicht erklärt, gibt dies Raum zu unguten Vermutungen: „Einen Unterfeldwebel zum Beispiel grüße ich nicht, Offiziere auf jeden Fall..." Und Unteroffizier Stephan Wedekind (21), Mechaniker, resigniert: „Mir macht es schon nichts mehr aus, wenn mich ein Soldat nicht grüßt." Unteroffizier Werner Junghans (21), Truppführer, ist da jedoch ganz anderer Meinung: Er fordert die Grußerweisung von jedem Soldaten. „Da muß man oft eine Auseinandersetzung in Kauf nehmen. Das ist unbequem. Meist ist es ja Bequemlichkeit, wenn hier und da die Disziplin nachläßt..." Mit einem Kompromiß geht Unteroffizier Ingwald Lehmann (19), Wiedergabetechniker, das Problem an. Er hält es so: „Die neuen Soldaten müssen erst mal zwei Monate grüßen. Kennt man sich länger, schläft die Grüßerei auf dieser Ebene sanft ein."

„Wir müssen unseren Genossen nicht nur sagen, wie sie grüßen sollen, sondern auch, wen und warum sie grüßen müssen. Während meines Studiums in Dresden hatte ich mal auf dem Hauptbahnhof Streifendienst. Es war erstaunlich, wie wenige die Uniform des Volksmarineoffiziers wahrnahmen, von der Kenntnis der Dienstgrade gar nicht zu reden. Zwei Soldaten sprachen mich höflich und bescheiden an: ‚Guten Morgen, Meister, wie kommen wir nach Görlitz?' Da ich sie etwas streng anschaute, wurden sie unsicher, entschuldigten sich allgemein und fragten vorsichtig, ob ich auch zur NVA gehören würde. Nach einer Belehrung über die Dienstgrade der Volksmarine und die Festlegungen der Dienstvorschrift über die Grußpflicht konnten die beiden, die sich sonst sehr korrekt benahmen, ihre Reise nach Görlitz antreten." Dieses Erlebnis hatte Korvettenkapitän Heinz Mattkay (34), Politoffizier.

„Tja, ich habe da so meine eigene Meinung zur Grußpflicht", meldet sich Maat Michael Kucharski (21), Gruppenführer. „In sowjetischen Einheiten habe ich gesehen, daß die Genossen nur ihre direkten Vorgesetzten grüßen. Ich komme mir oft albern vor, wenn ich, durch meine Funktion bedingt, den gleichen Genossen 30mal am Tage grüßen muß." Mit ganz anderem Akzent äußert sich noch ein „Seemann", nämlich Kapitänleutnant Jürgen Franz (29), Kompaniechef: „Die Gruß-

pflicht ist in der Dienstvorschrift festgelegt und wird damit von mir auch durchgesetzt. In der Öffentlichkeit sollten wir besonders auf die Grußpflicht achten. Sie demonstriert doch schließlich, für alle sichtbar, unsere Einheit und Geschlossenheit. Und damit letztlich auch Zuverlässigkeit und Stärke." „Ich reagiere mächtig sauer, wenn ich nicht gegrüßt werde. Ich rufe den Genossen zurück und weise ihn zurecht." So jedenfalls setzt in diesem Punkt Unteroffizier Detlef Gödecke (21), Gruppenführer, die Dienstvorschrift durch. Feldwebel Hilmar Schmidt (24), Instrukteur Chemische Dienste, handelt ähnlich: „Wenn ich erkenne, daß es sich um einen Neueinberufenen handelt, der das Grüßen vergißt, mache ich ihn höflich, aber bestimmt, auf seine Pflicht aufmerksam. Habe ich etwas Zeit, erkläre ich ihm auch, wie er es machen muß. Handelt es sich jedoch um einen schon länger dienenden Dienstgradniederen, dann verlange ich nachdrücklich, daß er mich grüßt."

Feldwebel d. R. Hans Joachim Nauschütz schildert, wie sich ein „Neuer" aus einer „Grußpflichtaffäre" zog. „Soldat Klaus P., erst kurze Zeit Angehöriger der NVA, genoß bei einem Schaufensterbummel in der Garnisonstadt seinen zweiten Ausgang. In dem Zivilisten, der ihm mit Frau und Kind entgegenkam, erkannte er seinen Bataillonskommandeur. Seine Verwirrung über das plötzliche Auftauchen des Vorgesetzten unterdrückend überlegte er blitzschnell, was die Vorschrift über das Grüßen von Vorgesetzten sagt, die Zivil tragen. Das Problem blieb ihm jedoch unklar, aber als höflicher Mensch lüftete er seine Uniformmütze und wünschte freundlich ‚Guten Tag, Genosse Major!' Den Bataillonskommandeur amüsierte die schnelle Reaktion des Soldaten, und er hob sich seine Ermahnung bis zum Montag auf."

Beim weiteren Umherfragen zum militärischen Gruß klagten die Soldaten Peter Manick (19), Harry Maßlow (20), Klaus Bohlmann (19), die Gefreiten Bernd Häuser (20), Stefan Krassnick (19), Bernd Mathes (20), alles mot. Schützen, daß einige Vorgesetzte ihren Gruß oftmals nicht erwidern würden. Das wäre ein schlechtes Vorbild und trüge nicht zur Durchsetzung der Grußpflicht bei. „Ich fühle mich in solch einem Falle herabgewürdigt, denn auch militärische Höflichkeit ist eine zweiseitige Angelegenheit", meint dazu Maat Wolfgang Eisfeld (21), Mechaniker. „Es ist schon ein Unterschied, ob ein Vorgesetzter mal einen Gruß nicht erwidert oder ob das mehrfach der Fall ist. In letzterer Situation würde ich diesen Vorgesetzten höflich darauf aufmerksam machen, daß er verpflichtet ist, den Gruß zu erwidern." So würde es Stabsfeldwebel Christian Kallauke (27), Schirrmeister, machen. Dem Gefreiten Dieter Wiedow (26), Rechner, ist es egal, ob ein Vorgesetzter zurückgrüßt oder nicht. „Ich würde diesen Vorgang schnell vergessen und ihm keine Bedeutung beimessen. Übrigens haben bis jetzt alle, die ich grüßte, meine Ehrenbezeigung erwidert." Letzteres bestätigten auch Soldat Norbert Weidling (20), Kraftfahrer, Unterfeldwebel Hans-Günter Kohlhaase (20), Gruppenführer, Gefreiter Hans-Joachim Gerber (21), Funker und Gefreiter Jürgen Prachnow (20), Koch. Gefreiter Dieter Seehase (20), Kraftfahrer, steuert mit den besten Grüßen noch ein anderes Problem zu dieser Umfrage bei. „Ich habe mich vor dem Grüßen schon ‚gedrückt'. Es gibt Vorgesetzte, die mir unsympathisch oder auch in ihrem Verhalten unbequem sind. Bei diesen versuche ich manches Mal, ohne Gruß vorbeizukommen. Ich tue dann so, als wenn ich den jeweiligen Vorgesetzten nicht gesehen habe."

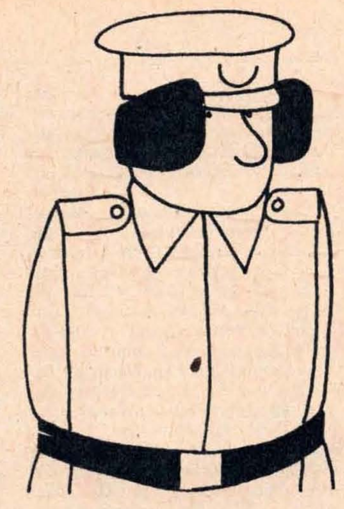




„Auch ich habe mich schon mal vor dem Grüßen ‚gedrückt', aber in einer Situation, wo es bei mir ‚drückte', und ich mußte meine Schritte zu dem gewissen Örtchen schon ganz schön beschleunigen, an einem Offizier vorbei, ohne zu grüßen. Der holte mich zurück. Ich schaffte es dann gerade noch so... Seitdem grüße ich auch in beschwerlichen Situationen", gibt Unterfeldwebel Fritz Holzinger (21), stellvertretender Zugführer, zum besten. Und Gefreiter Hans-Joachim Hoge (21), Vermesser, bringt zum Ausdruck, daß das „Drücken" vor dem Gruß eine sehr miese Reaktion ist. „Der Gruß gilt doch als Ehrenbezeigung für den Vorgesetzten oder Dienstgradhöheren, für seine bisherigen Leistungen und dem Dienstalter in den bewaffneten Kräften. Ich betrachte deshalb die Ehrenbezeigung nicht nur als eine militärische Pflichterfüllung, sondern als schuldige Höflichkeit."

„Mir ist es peinlich, ‚Männchen' zu machen, wenn ich mit meiner Freundin am Arm spazieren gehe. Kommt uns ein Vorgesetzter entgegen, wechseln wir schnell die Straßenseite", bekennt freimütig Gefreiter Frieder Keller (22), Richtfunker.

Siglinde Korber (19), Verkäuferin, ist der Meinung, daß er



(Soldat Mathias Werner, 21, Richtschütze) in ihrer Gegenwart selbstverständlich ordentlich seine Vorgesetzten zu grüßen habe. „Ein Soldat, der etwas auf sich hält, grüßt seine Vorgesetzten auch dann, wenn er ein Mädchen am oder im Arm hat", meint Soldat Bert Schumacher (20), Funker.

Marita Wolf (19), Studentin, ist die Freundin von Unteroffizier Klaus Eisenblätter (19), Fernmeldeobermechaniker. Sie meint: „Wenn er grüßen muß, muß er grüßen. Ich grüße doch auch meine ‚Vorgesetzten', wenn ich sie auf der Straße treffe. Er vergibt sich doch dabei nichts."

„Kommt uns ein Vorgesetzter entgegen, läßt meine Frau schon ganz automatisch meinen Arm los, damit ich ‚unbehindert' grüßen kann." So militärisch-harmonisch reagieren Soldat Klaus Behrens (23), Kraftfahrer, und seine Frau.

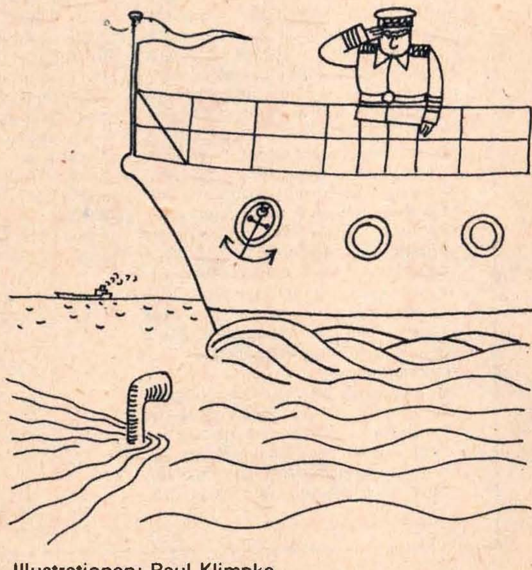
Alles in allem scheint es, daß die rechte Hand mal „schwer" und mal „leicht" ist. Auch bei Vorgesetzten, wie unsere Befragung ausweist, und sollte hier nicht der Anfang allen Übels liegen? Eines bleibt jedoch, mag man es betrachten wie man es will: Der militärische Gruß ist eine disziplinare Forderung, die keiner auslegen kann wie er gerade möchte. Er macht doch deutlich: Du bist mein Genosse, du gehörst zu mir. Beide vereint uns zur Zeit etwas sehr Wichtiges: Verantwortlich für den Schutz des Sozialismus zu sein. Und das zeigen wir auch jedem...

Ihr Major

Wolfgang Matthées

Besonders zackig grüßten mit Umfragebeiträgen für diese vier Seiten: Maat Andreas Schimmereugel, Feldwebel d. R. Michael Helbig, Unteroffizier Jörg Reichardt, Major Heinz Preibisch und Korvettenkapitän Heinz Mattkay.





Illustrationen: Paul Klimpke

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Einzelvortrag, 4. Gefäß aus der Frucht des Flaschenkürbisses, 9. englische Hochschulstadt, 12. Volk in der Sowjetunion, 14. Provinzhauptstadt in Tansania, 16. flink, beweglich, 17. DDR-Bezirksstadt, 18. Wiesenpflanze, 19. Fluß in Irland, 20. Mündungsarm der Wisla, 22. Schar, Haufen von Menschen, 25. berühmter italienischer Operntenor (1890–1957), 27. Getränk, 29. europäisches Inselvolk, 31. Destillationsprodukt, 32. Märchengestalt, 34. gegorener Honigsaft, Getränk, 35. Geschäftsstelle, 38. Elend, 40. Körperorgan, 42. Nebenfluß der Donau, 43. Titel mohammedanischer Stammeshäuptlinge, 45. Spiel beim Skat, 48. Opernlied, 49. Blutgefäß, 51. Wasserfahrzeug, 53. Gestalt aus der Oper „Lohengrin", 54. Krankentransportgerät, 55. orientalischer Markt, 56. militärischer Ehrengruß, 57. Handlung, 58. Schwimmvogel, 60. norwegischer Mathematiker, 62. griechischer Buchstabe, 63. Schwung, 66. Farbe, 67. DDR-Maler und Graphiker, 70. tierische Milchdrüse, 72. Spaltwerkzeug (Mehrzahl), 74. Flüssigkeitsrest, 76. Schutzbekleidung für Raumfahrer, 77. Stadt in Italien, 79. Gestalt aus der Oper „Der fliegende Holländer", 81. harziges Holz, 83. Stauanlage, 84. moralischer Begriff, 85. Haustier der Lappen, 86. Teil eines Bühnenstückes, 87. Gattung der Blattschneideameisen, 89. Futternapf, 90. Flußbegrenzung, 93. Fluß in Italien, 95. Arznei, 96. Kreisstadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 100. Nachkomme, 102. vulkanischer Gebirgsstock in Ostafrika, 104. Verkaufsstelle, 106. Laubbaum, 107. orientalische Kopfbedeckung, 108. Flächeneinheit in Lateinamerika, 110. Gasthof, Kaufhaus im mohammedanischen Orient, 111. Nagetier, 114. zwei zusammengehörige Dinge, 116. Wendekommando, 117. Besteckteil, 119. Insekt, 120. Stadt in der UdSSR, 122. Schilf, Röhricht, 124. Ansprache, 126. Weinstock, 128. Stück vom Ganzen, 130. Gemüseart, 132. Romangestalt bei Emile Zola, 134. mitteleuropäischer Fluß, 135. DDR-Bezirksstadt, 136. Zeichen, 138. Vorarbeiter, 139. Einfahrt, 140. Personalpronomen, 142. südfranzösische Hafenstadt, 144. Musikwerk, 146. Strömung hinter Schiffen, 148. Zeitschriftenabonnent, 150. Zaunteil, 153. Einbringung der Frucht, 155. Klebemittel, 156. Wut, 157. Feier, 158. mittelschweizerisches Voralpenbergmassiv, 159. Strom in Italien, 160. Lärm, Aufsehen, 161. nordenglischer Fluß, 162. aufregendes Erlebnis, 163. Geländeerhebung.

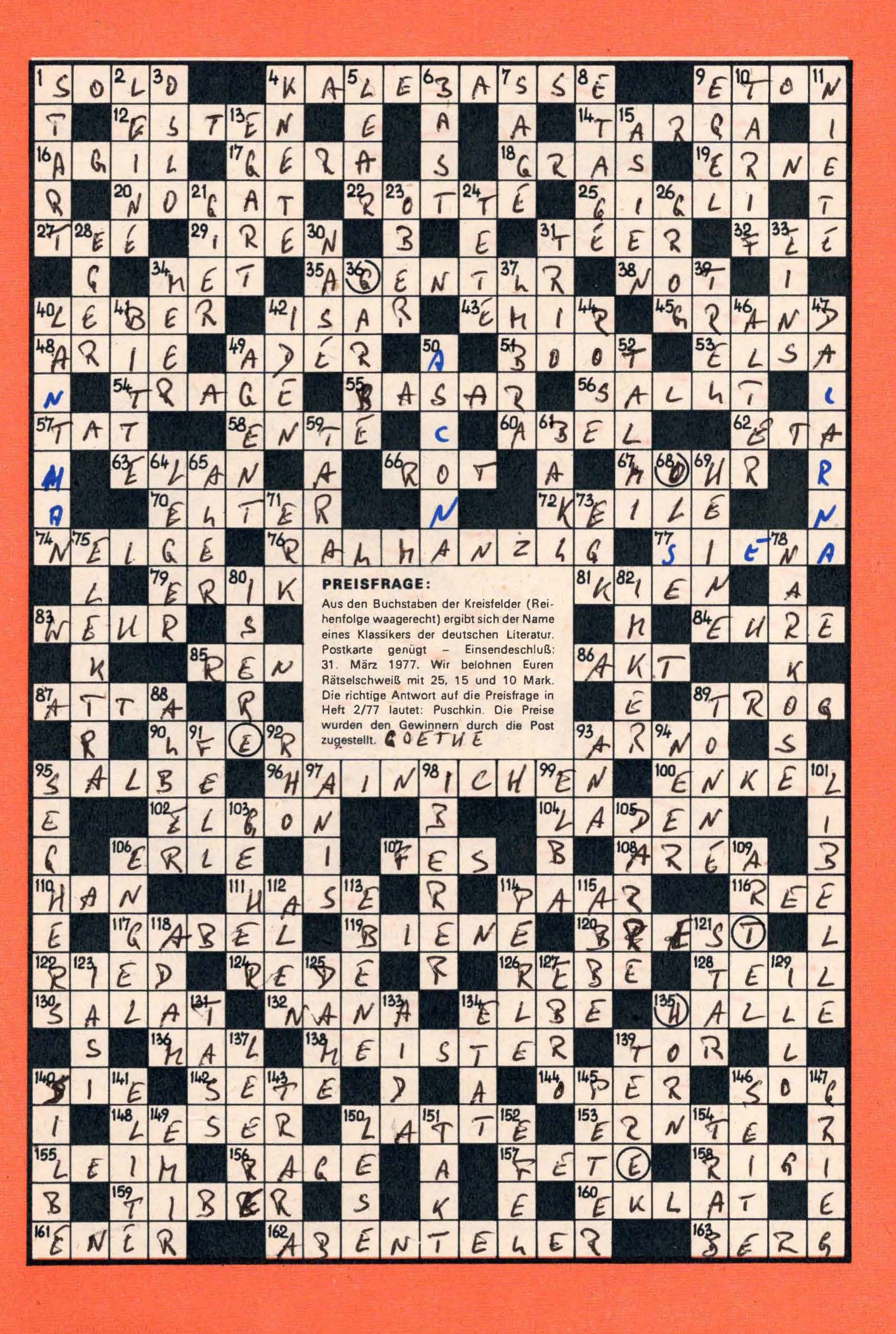
Senkrecht: 1. Wettkampfbeginn, 2. Schnur, Strick, 3. europäische Hauptstadt, 4. Modelliermasse, 5. Titelgestalt bei Shakespeare, 6. Pflanzenfaser, 7. meist mündlich verbreitete Erzählung, 8. Stockwerk, 9. Saugwurm, 10. Lohn-, Frachtsatz, 11. Fehllos, 13. brachliegendes Grasland, 15. Erdteil, 21. Habsucht, 23. deutsche Spielkarte, 24. Anfang, Truppenspitze, 26. heißes alkoholisches Getränk, 28. Stadt in Ungarn, 30. Gesichtsteil, 31. Musikstück für drei Instrumente, 33. Zahl, 34. Gewässer, 36. Getreidebündel, 37. dunkelbraune, natürliche Erdfarbe, 39. anhänglich, 40. chemisches Element, 41. Wunsch, Gesuch, 42. Monatsmitte im altrömischen Kalender, 44. Blume, 46. Zeitbestimmung, 47. Landschaft an der Grenze von Mittel- zu Nordschweden, 49. Spion, 50. schweizerischer Kurort, 52. Unechtes, 59. Verpackungsgewicht, 61. Hauptstadt der Aserbaidshanischen SSR, 64. französischer Maler und Graphiker (1B81–1955), 65. antifaschistische Widerstandskämpferin (1905 bis 1944), 68. Nebenfluß der Oder, 69. deutscher Dichter (1797 bis 1856), 71. deutscher Musikpädagoge und Volksliedersammler, 73. Komponist der Oper „Die Zaubergeige", 75. Oper von Richard Strauss, 78. Betäubung, 80. Nebenfluß der Rhône, 82. Bienenzüchter, 88. französischer Opernkomponist (1782–1871), 89. großes Faß, 91. Tierkleid, 92. griechischer Buchstabe, 93. Sammlung von Aussprüchen, 94. Untiefe, Strudel, 95. DDR-Schriftstellerin, 97. Heil- und Gewürzpflanze, 98. spanische Ureinwohner, 99. Insel im westlichen Mittelmeer, 101. Insekt, 103. Leichtathlet, 105. Trockengestell, 106. deutscher Theater- und Filmregisseur (1891–1966), 109. Genossenschaftsform in der UdSSR, 112. altes dänisch-norwegisches Längenmaß, 113. Landschaftsform, 114. Schmuckstück, 115. deutscher Physiker (1840–1905), 118. DDR-Opernsänger, 121. Augenkrankheit, 123. Kreis im Nordosten Rumäniens, 125. Schachfigur, 127. Fluß in Spanien, 129. Gestalt aus Wallenstein, 131. sowjetische Nachrichtenagentur, 133. Oper von Verdi, 134. Staatshaushalt, 135. Blasinstrument, 137. Vakuum, 139. Fluß im Vorland des Kaukasus, 140. Wortteil, 141. Auswahl, Auslese, 143. Lärm, 145. männlicher Vorname, 146. Teil des Buches, 147. norwegischer Komponist (1843–1907), 149. türkischer Beamtentitel, 150. Weinernte, 151. Feingefühl, 152. Kletterpflanze, 154. Gangart des Pferdes.

Auflösung aus Nr. 2/77

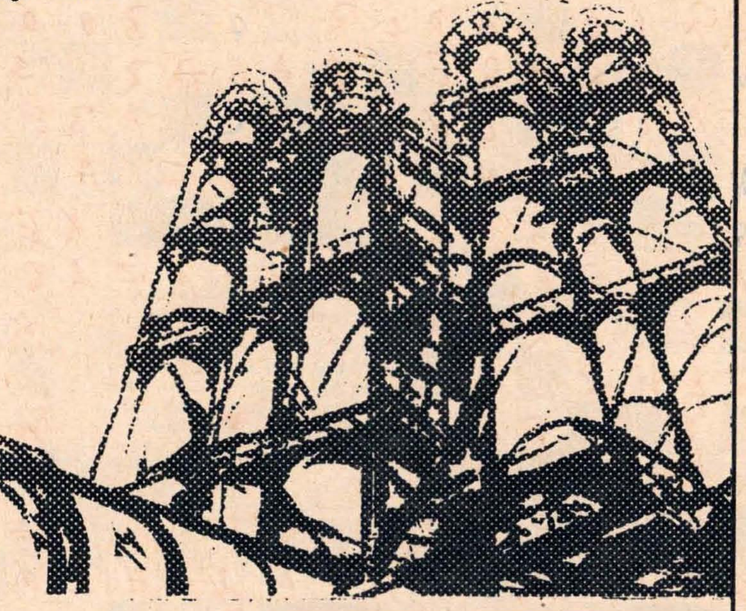
Waagerecht: 1. Seghers, 5. Rubel, 9. Erosion, 13. Eosin, 14. Tilde, 15. Effel, 16. Etmal, 17. Ebert, 19. Erne, 21. Posse, 23. Galle, 25. TASS, 27. Leine, 29. Ree, 31. Lette, 32. Store, 35. Egede, 37. Elster, 39. Ulanowa, 40. Ostern, 43. Lampe, 44. Eloge, 45. Isar, 48. Namur, 51. Anis, 53. Karawane, 56. Stellage, 58. Eilbote, 59. Hose, 60. Nis, 61. Lob, 63. Noll, 64. Ried, 65. Orkan, 66. Gast, 67. Aal, 69. Eta, 71. Traktor, 74. Ahnen, 76. Ernst, 78. Element, 81. San, 83. Lei, 84. Laut, 86. Kasse, 89. Rhin, 91. Egge, 92. Rom, 93. Man, 94. ohne, 95. Sterlet, 96. Antillen, 99. Telemann, 103. Rain, 104. Ulmen, 107. Alge, 108. Egeln, 110. Enkel, 113. Sirene, 115. Ekstase, 116. Ribera, 118. Truhe, 119. Tiger, 120. Riese, 123. Lek, 125. Anina, 129. Esna, 130. Ebene, 133. Niete, 137. Ines, 138. Gatte, 139. Adler, 140. Ellen, 141. Atome, 142. Tarif, 143. Stretta, 144. Erben, 145. General.

Senkrecht: 1. Sigel, 2. Hafen, 3. Reep, 4. Solo, 5. Ries, 6. Unter, 7. Etage, 8. Lila, 9. Edel, 10. Rebe, 11. Sorte, 12. Nisse, 15. Eni, 18. Tat, 20. real, 22. Sirup, 24. legal, 26. Star, 28. Esel, 30. Einem, 31. Lese, 33. Trara, 34. Elen, 35. Ewer, 36. Dogge, 37. Erik, 38. Saar, 41. Erna, 42. Nase, 46. Samowar, 47. Rater, 49. Auber, 50. Ustka, 51. Alant, 52. Igelit, 54. Neid, 55. Eis, 57. Trog, 60. Nero, 62. Bach, 67. Atlas, 68. Laden, 69. Engel, 70. Amati, 72. tan, 73. Rot, 74. Ale, 75. Nie, 77. Spur, 79. Lohn, 80. Nennung, 82. Angina, 84. Lenin, 85. Tone, 87. Artel, 88. Serie, 89. Rate, 90. Norma, 93. Met, 96. Aras, 97. Tier, 98. Lager, 100. Leere, 101. Aloe, 102. Newa, 104. Unke, 105. Motte, 106. Nest, 108. Ente, 109. Lehre, 111. Neige, 112. Lira, 114. Iris, 117. Rune, 120. Remis, 121. eng, 122. Saale, 123. Leder, 124. Knete, 126. Niere, 127. Inn, 128. Assel, 130. Etat, 131. Beta, 132. Name, 134. Iran, 135. Teig, 136. Elfe.

Vignette: Hermann

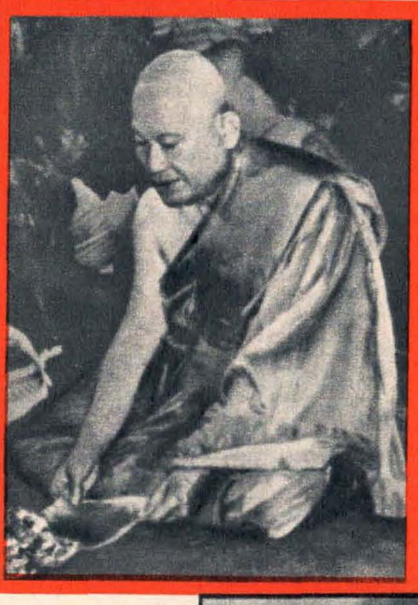

PREISFRAGE:
Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich der Name eines Klassikers der deutschen Literatur. Postkarte genügt – Einsendeschluß: 31. März 1977. Wir belohnen Euren Rätselschweiß mit 25, 15 und 10 Mark. Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 2/77 lautet: Puschkin. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.


SKET



Der Feldmarschall als Bettelmönch





„Mörder", schreit einer aus der Menge. Die Massen nehmen den Ruf auf, tragen ihn weiter. Doch der Mönch, dem dieser Wutschrei gilt, schaut nicht auf. Den Blick zu Boden gesenkt, verschwindet er ohne Hast in der nahegelegenen Pagode im Zentrum Bangkoks. Die ihn begleitenden Polizisten aber sind unruhig geworden, denn sie wissen, daß der Greis seine safrangelbe Kutte lediglich als Schutzschild trägt. Brutal treiben sie die Demonstranten auseinander. Nur zögernd entfernen sich diese, ziehen weiter zur Thammassat-Universität, um sich dort wiederum in die große Menge der Protestierenden einzureihen . . .

Wer ist dieser kahlgeschorene Mönch, der das politische Leben in Thailand im Nu zum Sieden gebracht hat?

Er nennt sich Sukitti Khacharo, was soviel heißt wie: „Einer, dessen Name überall geachtet ist."

Unter diesem Namen kam er am 19. September des vergangenen Jahres mit einer Linienmaschine aus Singapur nach Bangkok. Von Sicherheitsbeamten begleitet, fuhr er zur Phra Sumane Road und wurde dort als Bettelmönch in das buddhistische Kloster Bovornives aufgenommen. Kurze Zeit später schon unterbrach der Sender der Streitkräfte sein Programm und kündigte eine wichtige Mitteilung an. – Es sprach Sukitti Khacharo. Er legte dar, daß er seinen alten Namen Thanom Kittikachorn abgelegt habe und als Mönch in Thailand bleiben werde. Er käme damit dem Wunsch seines alten kranken Vaters nach . . .

Feldmarschall Thanom Kittikachorn war zehn Jahre lang – von 1963 bis 1973 – Militärdiktator



in Thailand gewesen. Zusammen mit seinem Vizepremier Marschall Praphass Charusathien und seinem Sohn Oberst Narong (verheiratet mit einer Tochter Charusathiens) hatte er viele einflußreiche Posten in Politik und Wirtschaft in seiner Hand konzentriert. In ganz Thailand konnte kein größeres Geschäft abgeschlossen werden, ohne daß dieses Trio nicht davon profitierte. Gestützt auf das Militär unterdrückten sie im Innern rücksichtslos jede demokratische Regung, mag sie auch noch so gering gewesen sein. Außenpolitisch verfolgte das Regime einen proamerikanischen und scharfen antikommunistischen Kurs. Thailand war seit 1954 Mitglied des aggressiven SEATO-Bündnisses. Thailändische Truppen in einer Stärke von über 20000 Mann nahmen an dem verbrecherischen Krieg der USA gegen die Völker Indochinas teil. Das Land befand sich militärpolitisch fest in den Händen des Pentagon. Über 50000 GI's waren während des Viet-

Den Protest der Studenten auf die Rückkehr des Exdiktators Kittikachorn beantworteten Sondereinheiten der Polizei und Schlägertrupps der rechten Militärs mit einem blutigen Gemetzel vor dem Gelände der Bangkoker Universität. Die Demonstranten wurden getreten, brutal geschlagen, gelyncht, erschossen.







Die neue Junta, an deren Spitze Admiral Sangad Chalawyu steht, sah eine ihrer ersten Amtshandlungen darin, den USA die Wiederaufnahme der militärischen Präsenz anzubieten; den Ausbau der Stützpunkte, die Ausbildung eigener Truppen durch amerikanische Instrukteure in speziellen Trainingslagern.

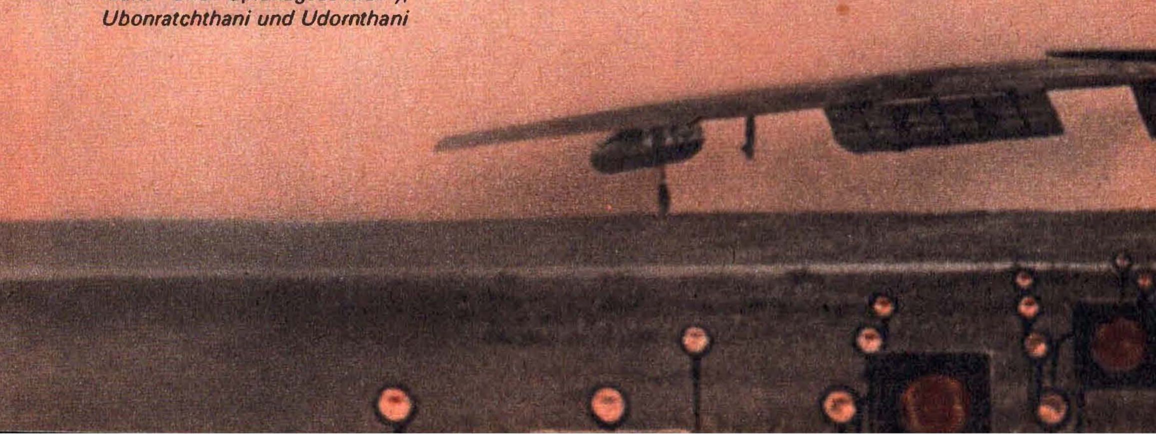




namkrieges in Thailand stationiert. Die bedeutendsten Basen waren: *Utapao* (größter Luftstützpunkt der USA in Südostasien und Hauptbase für die Stationierung der im Vietnamkrieg eingesetzten fünfzig B-52-Kampfbomber), *Nakhornphanom* (Hauptquartier des US-Oberkommandos der Luftstreitkräfte und Spionagezentrum), *Ubonratchthani und Udornthani* (Luftstützpunkte, auf denen Kampfflugzeuge vom Typ Phantom F4, F11 und B52 stationiert waren. Auf Udornthani lagerten außerdem nukleare und chemische Waffen), *Khorat* (Elektronische Zentren für Computer und Sensoren der US-Luftwaffe. Hier befanden sich Jagdfliegereinheiten mit F105, F111 und Kampfflugzeugen vom Typ Phantom F4, Korsar 177 sowie Hubschraubern HH53 und AG1130), *Ta-khli und Namphong* (Luftstützpunkte), *Sattahip* (Marinehafen und wichtiger Knotenpunkt für den Nachschub von Kriegsmaterial der USA, außerdem Reparaturstützpunkt für kleinere Schiffe der 7. US-Flotte), *Ramasun* (größtes elektronisches Spionage- und Abhörzentrum).

Zwar hatten die USA in einer Reihe anderer asiatischer Staaten ähnliche Militärstützpunkte – so u. a. in Südvietnam, Japan und auf den Philippinen. Aber nach der historischen Niederlage des US-Imperialismus in Vietnam gewannen die thailändischen Basen für das Pentagon erheblich an Bedeutung.

Im Oktober 1973 schließlich schlug Kittikachorns Stunde. Er



hatte wieder einmal Studentenführer verhaften lassen, weil sie sich für demokratische Veränderungen aussprachen. Tausende protestierten daraufhin vor dem Regierungsgebäude. Kittikachorn versuchte mit Gewalt Herr der Lage zu werden, ließ Panzer auffahren und aus Hubschraubern in die Menge schießen. Aus einer Demonstration wurde so eine blutige Straßenschlacht. 72 Demokraten bezahlten ihren Mut mit dem Leben, Hunderte wurden verletzt. Der 14. Oktober 1973 ist als „Blutsonntag" in die Geschichte Thailands eingegangen. Kittikachorn und Charusathien werden seitdem die „Mörder von Bangkok" genannt.

Am Abend des 14. Oktober mußte die Militärregierung dem Widerstand der demokratischen Öffentlichkeit weichen. Zusammen mit ihren Familien flohen die Diktatoren ins Ausland.

Nunmehr begann für das südostasiatische Königreich eine Etappe zaghafter demokratischer Veränderungen. Die verschiedenen zivilen Regierungen erließen einige Gesetze, die die Lage der Werktätigen erleichtern sollten. Erstmals wurden in einer Verfassung die Grundrechte des Volkes verankert, ein Gesetz über die Zulassung politischer Parteien verkündet. Auch außenpolitisch hatte sich in diesen Jahren viel verändert. Thailand normalisierte seine Beziehungen zu den sozialistischen Ländern und nahm diplomatische Beziehungen zu Vietnam, Laos und Kambodscha auf. Die Regierung in Bangkok drängte darauf, den Militärpakt SEATO schrittweise aufzulösen und verlangte schließlich von Washington, bis zum 20. Juli 1976 alle Militärbasen auf thailändischem Territorium zu schließen. Widerwillig mußten die USA dem auch nachkommen.

Das thailändische Militär indessen hatte diese ersten zögernden Schritte in Richtung einer bürgerlichen Demokratie mit unverhohlenem Haß beobachtet. Nach dem Sturz Kittikachorns hatte es sich zwar etwas aus der vordersten Front zurückziehen müssen, besetzte aber weiterhin in allen zivilen Kabinetten wichtige Schlüsselpositionen.

Die Führung der thailändischen Streitkräfte war seit Jahren eng mit dem Pentagon verbunden. Die Armee wurde im Sinne der USA ausgebildet, die Führungsoffiziere direkt in den USA geschult. Von 1951 bis 1972 pumpten die USA 1,1 Milliarden US-Dollar Militärhilfe nach Thailand. Ein bedeutender Teil der sogenannten Wirtschaftshilfe in Höhe von 600 Millionen US-Dollar finanzierte den Unterhalt der Polizei. Für 1977 hat die USA-Regierung erneut 51,5 Millionen US-Dollar Militärhilfe für Thailand beantragt.

Die thailändischen Streitkräfte umfassen gegenwärtig 204 000 Mann, die mit modernen amerikanischen Waffen ausgerüstet sind. Die politisch einflußreichste Teilstreitkraft ist das Heer mit 135 000 Mann. (Hinzu kommen 200000 Reservisten.) Es ist ausgerüstet mit 195 Panzern, 130 Haubitzen unterschiedlichen Kalibers, rückstoßfreien Geschützen, 40 Raketenrampen des Typs „Hawk", 90 leichten Mehrzweckflugzeugen und 120 Hubschraubern. Die Luftwaffe hat eine Stärke von 42 000 Mann. Sie verfügt über 110 Kampfflugzeuge, darunter 10 des



Typs F5A, 35 Transportflugzeuge und 52 Hubschrauber. Die maritimen Kräfte umfassen 27000 Mann und besitzen 7 Fregatten (eine mit Raketen vom Typ „Seacat"). 14000 Grenzpolizisten mit 54 Hubschraubern und 49000 Mann des Freiwilligen Verteidigungskorps gehören zu paramilitärischen Kräften.
Die Militärausgaben verschlangen im Haushaltsjahr 1975/76 371 Millionen US-Dollar, das sind etwa 20 Prozent des Staatshaushaltes. 1976/77 sollen 650 Millionen US-Dollar der Verteidigung und weitere 200 Millionen Dollar der sogenannten inneren Sicherheit zufließen.



Das thailändische Militär war stets die reaktionärste Kraft im Land. Es vertritt auch gegenwärtig die Interessen der Großgrundbesitzer und der bürgerlichen Kreise. Führende Offiziere sitzen in Industrieunternehmen. Zwar sind die Militärs in verschiedene Fraktionen und Cliquen zersplittert, aber in der antikommunistischen und auf die Festigung ihrer Macht bedachten Grundhaltung, waren sie sich stets einig. Und so pflegten hohe Offiziere auch nach 1973 weiterhin ihre sehr engen Kontakte zu den verschiedensten amerikanischen Dienststellen. Von dort erhielten sie jene Unterstützung, die sie zur Wiederherstellung ihrer Macht benötigten. Kein Wunder, daß so nach und nach die Putschgelüste der thailändischen Generale immer offener wurden. Fieberhaft suchte das Militär nach einem geeigneten Vorwand.
1974 versuchte Kittikachorn mit Unterstützung rechter Militärkreise nach Bangkok zurückzukehren. Doch es gelang ihm nicht. Zwei Jahre später traf Praphass Charusathien in der thailändischen Metropole ein. Nach heftigen Demonstrationen mußte er das Land wieder verlassen.
Zwischenzeitlich hatten die rechten Militärs Terrororganisationen wie die „Roten Büffel", die „Nawapol", die „Antikommunistische Liga" gegründet und deren 75000 Mitglieder mit modernen Waffen ausgerüstet. Diese Schlägertrupps, ausgestattet mit einem „Beglaubigungsschreiben" der Polizei, versuchten eine Atmosphäre der Unsicherheit und der Angst zu schaffen. Sie ermordeten bekannte Studenten- und Bauernführer, sprengten Demonstrationen und warfen Sprengladungen in Versammlungsräume. Doch all das reichte den rechten Militärs noch nicht.
Als Thanom Kittikachorn mit ihrer Hilfe im September 1976 nach Bangkok zurückkehrte, traf das ein, was die Generale schon lange ersehnt und auch entsprechend vorbereitet hatten. Es kam zu den heftigsten innenpolitischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre. Während die Rechten die Rückkehr Kittikachorns frenetisch feierten, protestierten Tausende von Demokraten dagegen.
Jetzt glaubten die rechten Militärs den entscheidenden Vorwand gefunden zu haben. Über den Armeesender wurden die Schlägertrupps der „Roten Büffel", der „Nawapol" und der „Scouts" zur Thammassat-Universität beordert. Unter der Überschrift „Die Hatz der ‚Roten Büffel'" kommentierte die Hamburger „Zeit": „Am Mittwoch morgen stürmten sie zusammen mit einem Polizeibataillon die Thammassat-Universität, in der sich 4000 protestierende Studenten verschanzt hatten. Was Granatwerfer, Schnellfeuergewehre und Handgranaten der Polizei nicht schafften, besorgte der Mob. Hörsäle wurden in Brand gesteckt, verletzte Studenten von Tragen gerissen und zu Tode geprügelt, anderen wieder stach man die Augen aus, schnitt ihnen die Kehlen durch, knüpfte sie an Bäumen auf und schlug selbst auf die Toten noch mit rasender Wut ein, menschliche Leiber verkohlten im Benzinfeuer. . ."
An diesem Morgen des 6. Oktober 1976 wurden 41 Menschen getötet, 145 schwer verletzt und über 4500 verhaftet. Am Abend setzte das Militär die zivile Regierung ab, verbot alle Parteien und verhängte das Kriegsrecht über das Land. Die neue Militärjunta zeigt sich weniger denn je bereit, auch nur die geringsten demokratischen Ansätze zu dulden. Zwar wurde eine sogenannte zivile Regierung eingesetzt, aber das Militär behielt im Kabinett alle Schlüsselpositionen. Den USA wurde angeboten, ihre militärische Präsenz wieder aufzunehmen.



Es war dies der 14. Militärputsch seit dem zweiten Weltkrieg. Und diesmal werde das Militär, so erklärte einer ihrer Sprecher im Oktober vergangenen Jahres, mindestens 12 Jahre lang die absolute Macht behalten. Doch in den drei Jahren ziviler Regierungen ist die demokratische Volksbewegung in Thailand spürbar erstarkt. Sie wird eine Militärdiktatur nicht kampflos hinnehmen. Der Weg, den das südostasiatische Königreich in den nächsten Jahren gehen wird, hängt nicht zuletzt davon ab, inwieweit die demokratische Volksbewegung neben Kampfeswillen auch Einheit und Geschlossenheit zeigt.

Axel Degen

Fotos: Zentralbild (6), Archiv



Wie der Fußball nach Georgien kam

Bei der heutigen Popularität des „Spiels der Spiele" könnte man fast glauben, Fußball habe es „schon immer" gegeben. Regisseurin Nana Mtschedlidse beweist uns aber das Gegenteil, wenn sie uns zu einer vergnüglichen und etwas nostalgischen Reise in die Kinderzeit des Fußballs einlädt, die nur ungefähr 75 Jahre zurück liegt. Da spielten auf einer Wiese vor dem georgischen Hafenstädtchen Poti die ersten Enthusiasten mit malerischen, nicht ganz praktischen Nationaltrachten, in Stiefeln, Sandalen oder barfuß. Allwöchentlich traten die Verheirateten gegen die Junggesellen an, bis dann eines Tages eine Mannschaft gegründet wurde: der Klub „Schwalbe". Aus der „Knödelei" wurde Sport. Man begann nach den Regeln und auch schon mit einigen Unarten des heutigen Fußballs zu spielen. Es sammelte sich eine Fangemeinde, und eines Tages erschien auch die erste Sportreportage. Jedoch hängt der Fußballhimmel nicht nur voller Geigen, vom Spielen allein werden die Klubmitglieder, meist arme Teufel, nicht satt. Eines Tages ist die Siegesserie zu Ende, als sie auf wirklich erfahrene Konkurrenten treffen. Doch sie lassen sich nicht entmutigen und träumen heimlich von der Zeit, da Fußballer Berühmtheiten sein werden. . .

Daß dieser Film auf dem Unionsfestival in Frunse 1976 so gut gefiel und zur besten Komödie des Jahres gewählt wurde, verdankt er nicht zuletzt seinen Schauspielern: Dawid Abaschidse als Mannschaftskapitän Jason, dem begabten Laien Wassiko Nadaraja, der den jungen Torwart spielt, und Ija Ninidse in der Rolle des Mädchens, an das der Torhüter sein Herz verliert. Hauptdarsteller ist natürlich „König Fußball", und dies verspricht heitere Unterhaltung für alle seine Anhänger und die, die es werden wollen.

Außerdem im März in den Kinos:

Die unverbesserliche Barbara (DDR) – Regisseur Lothar Warneke („Leben mit Uwe") erzählt wieder eine zur Diskussion herausfordernde Geschichte: Barbara, ehemalige Schwimmerin, ist ihrem Mann in die Kleinstadt Ergsleben gefolgt, hat für ihn den Sport, den alten Beruf und die vertraute Lebensweise aufgegeben. Doch er liebt jetzt eine andere. Was soll Barbara tun?

Sein allerletzter Tag (UdSSR) – Der letzte Arbeits- und Lebenstag des ABV Kowaljow. Ein Film von und mit Michail Uljanow – warmherzig, schonungslos ehrlich, tragisch.

Elefantensolo mit Orchester (UdSSR/ČSSR) – Eine heitere Zirkusgeschichte mit vielen Tieren, bekannten Artisten und Komikern.

Verdammte Seelen (VR Bulgarien) – Ein psychologischer Film aus der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges. Nach dem Roman von D. Dimow.

Conrack (USA) – Ein progressiver junger Lehrer kämpft um bessere Bildung für seine farbigen Schüler. Ein Colorfilm mit Jon Voight.

Im Studiokino: **Sommergäste (Westberlin)** – Ein frühes Bühnenstück Maxim Gorkis über Konflikte und Krisen russischer Intellektueller. Mit ausgezeichneten Schauspielern verfilmt.

Foto: Progress



Wer ist das eigentlich – MAJA POLLAND?

Gera. 22.15 Uhr. Auf der „Messe der Meister von morgen" ist eine Kulturveranstaltung zu Ende. Mitwirkende waren Hans Jürgen Beyer und sein Ensemble, zu dem auch die Solo- und Background-Sängerin Maja Polland gehört. Gegen 22.50 Uhr hat sie ihren Garderobenkoffer gepackt und sitzt am Steuer ihres Trabis. Der Wagen ist voll besetzt. Maja ist nicht die einzige, deren Heimweg nach Leipzig führt. Drei Ensemblemitglieder sind dankbare Bei- und Mitfahrer.

Nach einer kurzen Nacht ist sie bereits am anderen Morgen um sechs Uhr erneut am Start. Diesmal geht's auf der Autobahn in Richtung Berlin. Ziel: Klosterstraße, „Haus der Jungen Talente", Ballettsaal. Hier trifft sie sich allmonatlich mit einer Gruppe von Nachwuchsinterpreten zum Bewegungsunterricht unter Leitung des Prager Ballettmeisters Professor Towen. Diese Stunden, in denen zu Tonbandklängen die ganze Skala moderner tänzerischer Elemente, Körperbeherrschung und Jazz-Tanz geübt werden, gehören zum Weiterbildungsprogramm – für Maja hartes Training und Vergnügen zugleich. Ihrem ausgeprägten Rhythmusgefühl – schon vor Jahren beteiligte sie sich an Amateur-Turnieren im Gesellschaftstanz – bietet es große Entfaltungsmöglichkeit. Hier dient es speziell zur Entwicklung ihrer Vielseitigkeit. Und damit ist das Stichwort gefallen: Wer ist Maja Polland eigentlich?

Greifen wir ein wenig zurück in ihre Schulzeit, die sie in Leipzig verbrachte. Das Absolvieren einer Spezialschule mit erweitertem Russisch-Unterricht kam ihrer Sprachbegabung sehr entgegen. Ihr Fleiß zahlte sich auch auf diesem Gebiet aus: Kürzlich konnte sie als Sängerin auf einer Tournee durch die Slowakei in der Landessprache fehlerlos Lieder interpretieren



Autogramm-Anschrift:

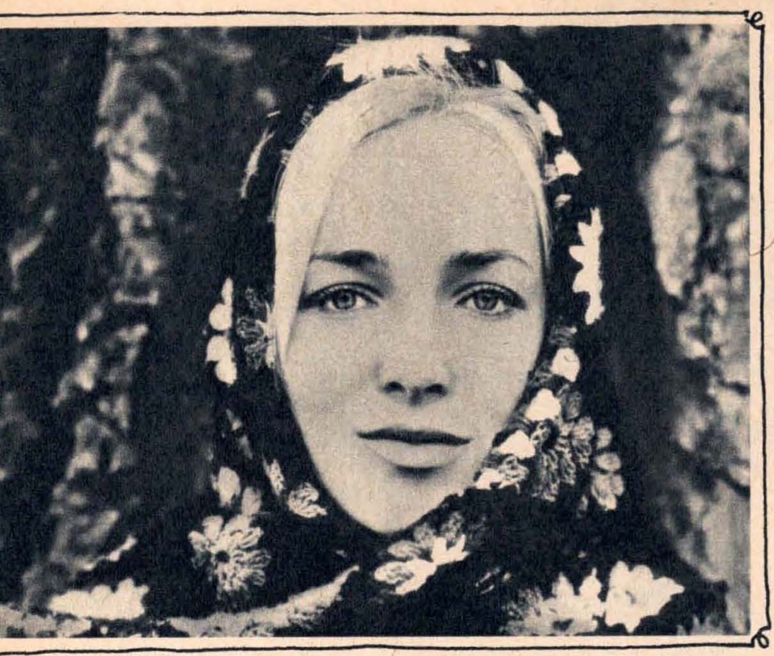
Maja Polland
703 Leipzig
Hardenbergstr. 72





und kleine Ansagen übernehmen. Das wurde vom Publikum mit Sonderapplaus belohnt. Viel Freude hatte sie bei der Arbeit während der Europameisterschaften im Sportschießen als Dolmetscherin ihres Vaters. Womit wir bei ihren engen Beziehungen zur NVA und zum Sport angelangt sind: Majas Vater, Oberstleutnant Polland, ist Vizepräsident des Deutschen Schützenverbandes und Leiter des ASK Vorwärts Leipzig. Mit ihm hatte sie schon als Kind viele Sportveranstaltungen besucht. Noch heute kann sie an keiner Schießbude vorübergehen, ohne ihre Zielsicherheit mit einem Treffer ins Schwarze unter Beweis zu stellen. „Wäre ich durch den Gesang nicht so sehr beansprucht gewesen, hätte ich mich bestimmt im Wurftaubenschießen qualifiziert." So blieb's beim Schwimmen, ihrem Lieblingssport. Urlaub ohne Camping, Wasser – möglichst die See – ist für sie unvollkommen. Zum Sport zählt sie auch eine andere Leidenschaft, das Autofahren. Egal, ob sie sich mit dem Wagen durch dichten Großstadtverkehr oder auf Serpentinen der Hohen Tatra bewegen muß, wie sie es bei der Slowakei-Tournee (2500 km!) bewies.

Und nun wäre es wohl an der Zeit zu sagen, daß Maja auch zwei abgeschlossene Berufe hat. Nach dem Facharbeiterbrief als Außenhandelskaufmann schloß sie erst kürzlich ihr Studium an der Handelshochschule Leipzig als Diplom-Ökonom ab. Daneben gab es nicht nur eine sehr vielseitige gesellschaftliche Arbeit als





Kulturfunktionär der FDJ-Leitung und als Parteigruppenorganisator, sondern eben auch die Musik. Das begann schon in der Singebewegung. Während ihrer zehnjährigen Mitgliedschaft im Ensemble beim Haus der DSF in Leipzig lernte sie Gitarrespielen, sang im Chor und als Solistin. Erste Erfolge gab's bei „Herzklopfen kostenlos", später beim Republikausscheid zum „Zentralen Fest der Jungen Talente" in Dresden mit der Goldmedaille auf dem Gebiet Chanson und der Bronzenen für Schlager. Weiter ging es mit guten Plazierungen beim Chansonwettbewerb in Frankfurt (Oder). Zu den vielen solistischen Auftritten – Gesang zur Gitarre – in Studentenkellern und vierjähriger Wochenendtätigkeit als Kapellensängerin gesellte sich die Ausbildung auf der Bezirksmusikschule Leipzig. Jetzt, im Besitz des Berufsausweises als Sängerin, erarbeitet Maja ein eigenes Repertoire. Ihre Liebe gehört, der größeren Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeit wegen, Chansons und Liedern vieler



Länder, die sie gern in der Originalsprache singt. Angeregt wird sie auch durch Lyrik von Kurt Tucholsky und Heinz Kahlau. Majas saubere Intonation erlaubt es ihr, für sich die schwierigsten Stimmen im Chorsatz auszusuchen.
Was hält sie vom Schlager? „Notwendig, aber oft zu anspruchslos. Es gibt auch noch manche Schwäche in der Programmgestaltung... Aber einige Verbesserungen machen sich bemerkbar." In den Fernsehsendungen „Rund", „Burgparty" und „Heitere Premiere" stellte sie bereits ihr eigenes Bemühen darum unter Beweis. Und ich bin sicher, daß die Zeit bald kommt, in der sich bei Musikfreunden die Frage erübrigt, „Maja Polland – wer ist das eigentlich...?"

Helga Heine
Fotos: Manfred Uhlenhut

Aufstieg und Fall der ›Schwarzen Panther‹

(Fortsetzung von Seite 64)

freiung der Afroamerikaner suchte. Von der BPP aus wurden von da an terroristische und pseudoradikale Elemente zurückgedrängt. Führende Köpfe der „Panthers", an ihrer Spitze Bobby Seale, sprachen aus, daß Rassendiskriminierung und Ausbeutung der Werktätigen die gleichen Wurzeln im gleichen kapitalistischen System haben, so daß mit dieser Erkenntnis auch Kontakte zu weißen Arbeitern entstanden und sich die „Panthers" in die Kampffront gegen den Vietnamkrieg einreihten. Zu ihrem Programm gehörte auch das Bekenntnis zum Marxismus-Leninismus (wenngleich es häufig nur bei einem Schwur auf den Begriff blieb und nicht zum Verstehen des Inhaltes kam). Schließlich leiteten die „Black Panthers" Maßnahmen ein, die ihnen großen Zuspruch verschafften: kostenloses Frühstück für die ärmsten Kinder in den Ghettos, Schritte zur unentgeltlichen medizinischen Behandlung, Kampf gegen Rauschgifthandel und Drogenmißbrauch.
Jetzt zögerte das FBI nicht mehr, und 1967 begann der Vernichtungsfeldzug gegen die „Black Panthers Party" nach oft erprobtem Rezept: Mordkomplotte und „frame-up"-Verfahren[1]) gegen die Parteiführer, dazu Unterwanderung der Organisation mit Spitzeln und Provokateuren. Ein Jahr später erklärte FBI-Chef J. Edgar Hoover die „Panthers" zum „innenpolitischen Staatsfeind Nummer eins". Unzählige FBI- und andere Polizeiaktionen gegen die „Panthers" liefen planmäßig an.
Im Oktober 1967 kam es in Oakland zur Begegnung einer Polizeistreife mit einer „Panther"-Gruppe. Die Cops begannen mit Pöbeleien, beleidigten die Neger und fuchtelten mit ihren Waffen herum, bis auch Schüsse fielen: Die Cops schossen, die „Panthers" feuerten zurück.
Hucy Newton, aus der Gruppe der Farbigen, erhielt den ersten Treffer: ein Schuß in den Magen, der ihn bewußtlos machte. Dann wurde ein Polizist getroffen, der an Ort und Stelle starb. Als weitere Polizisten in der Straße eintrafen, erkannten diese in dem Bewußtlosen den Mitbegründer der BPP, womit ein fast alltägliches Ereignis zum Politikum wurde.
Monate später begann ein Prozeß, in dem Newton angeklagt war, den Polizisten erschossen zu haben; der Ankläger redete von „beabsichtigtem Totschlag"; auf zwei bis fünfzehn Jahre Zuchthaus lautete der Richterspruch.
Da aber ein Bewußtloser nicht schießen konnte, mußte die Berufungsinstanz das Urteil kassieren, nachdem Newton fast drei Jahre im Kerker verbracht hatte.
Mit einem ähnlichen „frame-up" sollte auch Bobby Seale ausgeschaltet werden; um aber ganz sicherzugehen, gleich mit zwei Verfahren. Während des Konvents der Demokratischen Partei im August 1968 in Chicago demonstrierten Tausende gegen den Vietnamkrieg, unter ihnen Bobby Seale. Das reichte bereits aus, um ihm zunächst eine Anklage wegen „Organisation des Aufruhrs über Grenzen von Bundesstaaten hinweg" anzuhängen.
Im Mai 1969 besuchte Seale für einen Tag das „Panther"-Büro in New Haven (Connecticut). Der vom FBI eingeschleuste „undercover agent" George Sams erschoß während dieses Besuches aus ungeklärten Gründen ein anderes Mitglied der „Black Panther Party", womit Anklage Nummer zwei gefunden war: Seale hatte angeblich den Mord angestiftet, ihn sogar vielleicht selbst ausgeführt, war auf alle Fälle aber in ein Mordkomplott verwickelt.
Nichts von alldem stimmte. Dennoch mußte Bobby Seale drei Jahre hinter Gittern zubringen, ehe im September 1972 eine Berufungsinstanz feststellte, daß die Anklagepunkte konstruiert waren. Natürlich war das ein Erfolg der Tatsache, daß die Menschen wachsamer, ihre Proteste schärfer geworden waren. So ungehindert wie in früheren Zeiten konnte die Klassenjustiz nicht mehr schalten und walten. Für die Entlassung von Seale gab es aber noch einen anderen, gewichtigen Grund.

Tricky Dick gibt die Parole

1969 war das Jahr, in dem Polizei und FBI-Agenten von den „Panthers" den höchsten Blutzoll forderten. Zwölf Funktionäre der Partei wurden überfallen und erschossen, zumeist nachts in ihren Wohnungen.
Folgendes geschah beispielsweise am 4. Dezember um Mitternacht in Chicago: Ein Rollkommando von vierzig bewaffneten Beamten umstellte ein Haus und weckte dessen Bewohner. Auf jeden, der sich an Tür oder Fenster zeigte, eröffneten die Mörder im Staatsdienst das Feuer.
Es gab zwei Tote: Fred Hampton und Mark Clark, die Vorsitzenden der „Black Panthers" von Illinois beziehungsweise von Chicago. Fünf weitere Menschen kamen mit Verletzungen davon.
Am nächsten Tag rechtfertigten sich die Mordschützen. „Wir sind hinterrücks überfallen worden", erklärten sie. Da zahlreiche Augenzeugen gerade das Gegenteil dieser lügenhaften Behauptung gesehen hatten, mußte diese Version zwar später wieder fallengelassen werden, den Mördern

[1]) Auf Betrug basierende Gerichtsverfahren der USA-Klassenjustiz, die darauf abzielen, Unschuldige unter dem Deckmantel der Gesetzlichkeit um Ehre und Leben zu bringen.

aber geschah nichts. Im Auftrage des Justizministeriums sollte das „Bureau“ den Vorgang untersuchen, im Fall „FBI gegen FBI“ wurde aber bekanntlich der Wahrheit noch nie zum Durchbruch verholfen.
Neben dem Mordterror sollten zu einer Atmosphäre der lähmenden Angst noch andere Großaktionen beitragen: 74 Funktionäre erhielten insgesamt 2594 Jahre Zuchthaus, weitere 204 führende „Panthers“ müssen noch auf ihre Aburteilung warten.
In der Partei selbst vollzogen sich zu dieser Zeit tiefgreifende Veränderungen – unter dem Einfluß dieses Terrors, mehr noch aber durch eine Zersetzung von innen heraus, wobei sich die oft praktizierte FBI-Taktik erneut bewährte: Spitzel, Agenten und Provokateure in einem Umfang wie in noch keinem anderen Fall wurden also in die „Black Panther Party“ geschleust. 1971 ließ Hoover verkünden, daß zehn Prozent der Mitglieder „Vertrauensmänner“ des FBI seien. Mißtrauen, Streit und Zwietracht wurden dadurch unter den „Panthers“ weiter angeheizt, und tatsächlich kam es dann zu dem von langer Hand vorbereiteten offenen Zerfall, wobei die New-Yorker Gruppe unter Leitung des Schriftstellers Eldridge Cleaver in eine ultralinke, pseudorevolutionäre Position ausscherte. „Revolution heute“, „Die Freiheit kommt nur aus dem Lauf eines Gewehrs“ – so und ähnlich lauteten ihre Parolen. FBI-Agenten, die bis in die Gruppenleitung vorgedrungen waren und an Cleavers Seite saßen, drängten ihn immer weiter auf diesen halsbrecherischen Kurs, der genau in das taktische Konzept des „Bureau“ hineinpaßte. Für Polizei und Bundesfahndungsamt lieferte dann jene anarchistische Gruppe die Argumente für die Rechtfertigung des Vernichtungsfeldzuges gegen die „Panthers“.
Cleaver hatte, um nicht selbst in den Liquidationsmechanismus zu geraten, die USA verlassen, agierte zuerst von Algerien aus, siedelte aber im Frühjahr 1973 nach Frankreich über.
Seine Anhänger erhielten von ihm ab und zu neue Anweisungen für die „Revolution“. Zur Finanzierung empfahl er beispielsweise Lösegelderhebung für gewaltsam entführte Flugzeuge.
Aber die große Mehrheit der „Panthers“ war den Sirenengesängen des Eldridge Cleaver nicht gefolgt. Die heftigste Kritik ging dabei von der „Oakland-Gruppe“ aus, die dann allerdings mehr und mehr nach rechts abglitt.
Für alle deutlich wurde das erst, als Huey Newton nach Peking reiste und als Mao-Anhänger zurückkam. Einen „großen Sprung vorwärts“ hätte er damit getan, denn jetzt wäre er der „Oberste Diener des Volkes“, verkündete Newton, der zuvor das Agitationszentrum der BPP geleitet hatte, sich dabei auf die Ärmsten der Armen stützen wollte, nach denen er auch sein Team „Lumpen“ genannt hatte.
Damit wäre es jetzt vorbei, erklärte Newton. Nicht bei den „Lumpen“ läge die Zukunft, sondern bei der Lösung, die Präsident Nixon für die Neger ausgegeben habe: „Black Capitalism!“ – „Schwarzer Kapitalismus!“
Zu jener Zeit, als Newton noch im Gefängnis saß, vollzog der eben ins Weiße Haus eingezogene „Tricky Dick“ – „der trickreiche Richard“ – eine seiner ersten Amtshandlungen. Das Wohl seiner schwarzen Mitbürger liege ihm besonders am Herzen, ließ Richard Nixon verlautbaren, und deshalb wolle er mit den Führern der Afroamerikaner beraten, was zu tun sei; Einladungen ins Weiße Haus würden bald folgen. Diese ließen auch nicht auf sich warten, zu den geladenen Gästen allerdings zählten nur die Vorsitzenden einiger bürgerlicher Negerorganisationen – u. a. der NAACP (National Association for the Advancement of Colored People [Nationale Vereinigung für den Fortschritt Farbiger]) – und farbige Geschäftsleute. Der Präsident versprach ihnen Kredite und den Schutz ihrer Kapitalanlagen, er empfahl die Gründung neuer kleiner Fabriken, die von Farbigen geleitet werden und nur Farbige beschäftigen.
Mit dem „großen Sprung vorwärts“ war Newton dann mitten im Lager der Kleinbürger gelandet, er griff die Parole vom „Black Capitalism“ auf und propagierte eigene „BPP-Fabriken“, in denen Schuhe, Taschen, Bekleidungsstücke und ähnliche Dinge hergestellt werden sollten.
Als einziger prominenter „Panther“-Führer hatte sich Bobby Seale jederzeit offen und mit Stolz auf seine proletarische Herkunft berufen. Aus dem Zuchthaus aber ließ er dann erklären, daß es für ihn nur eine „Black Panther Party“ gebe – die von Huey Newton. Wenig später wurde er aus der Haft entlassen.
Diese gezähmten „Panther“ stellten dann kaum eine ernste Gefahr mehr für das Herrschaftssystem dar, so daß die „offiziellen Töne“ ihnen gegenüber auch recht konziliant wurden; sie verblieben natürlich im Überwachungssystem des FBI, das sich darum bemühte, sie auf dem übersichtlichen Rechtskurs zu halten. In dieser Entwicklung hat sich erwiesen, daß die BPP nur lose Wurzeln im schwarzen Proletariat hatte. Als sich Anfänge eines Bündnisses mit der KP der USA zeigten, wurde die einst vielversprechende Organisation der Afroamerikaner zerschlagen – mit blutiger Gewalt, einschüchterndem „Frame up“ und durch innere Zersetzung, wobei das FBI Feldzüge zur physischen Vernichtung von Führern des Hooverschen „Staatsfeinds Nummer eins“ zumeist von der örtlichen Polizei besorgen ließ. Das FBI behielt sich die Vorbereitung des „frame-up“ vor und leitete die massive Unterwanderung der Organisation.

Diesen Beitrag entnahmen wir dem im Verlag Das Neue Berlin erschienenen Buch „Kein Anruf aus Sing Sing“.



Bisher war für mich der Name Blasmusik mit männlichen Vertretern des älteren Jahrgangs verbunden: Wohlstandsbäuchlein und gemütlicher Ausdruck in den glänzenden Augen. Nun gehörte ich bis jetzt nicht gerade zu den Fans, die zu jedem Platzkonzert rennen. Mich zog es eher zu Klängen, nach denen man absolut nicht schunkeln kann. Aber das hat sich geändert, und zwar beinahe schlagartig. Seit ich die Genossen vom Blasmusikorchester des Truppenteils „Otto Schlag" kenne, hat die Blasmusik einen Anhänger mehr. Und das hat folgenden Grund: Die Musik, die diese Jungs machen, ist mindestens genauso dufte wie sie selbst. Und von wegen alt! Höchstens 24!
Dabei ist das gar nicht so einfach mit den guten Tönen. Mal



abgesehen von Fähnrich Schmitz, dem einzigen Berufsmusiker, sind alle anderen Laien. Sie kommen aus FDJ- oder Betriebsorchestern, aus kleinen Kapellen, die mal zum Tanz, mal zur Hochzeit spielen. Wie Gefreiter Udo Kröber zum Beispiel: In der Schule Blockflöte, in der Bitterfelder Musikschule Akkordeon und in der Delitzscher Klavier und Trompete gelernt. Abends spielte der BMSR-Techniker in Delitzsch in einer kleinen Band Ihm zuliebe würde sicher so manches Mädchen zum Platzkonzert folgen. Aber er verfügt noch über andere Qualitäten: Er ist nicht nur Soldat mit ausgezeichneten Ausbildungsergebnissen, der auch von seinen Genossen als Kumpel geschätzt wird, sondern so etwas wie ein kleiner Star der Musiktruppe. Er wurde Berufssoldat und geht als Trompeter zum Stabsmusikkorps Leipzig, um sich dann im Fernstudium an der Musikhochschule „Hanns Eisler" auf Klassik zu spezialisieren. An diesem Erfolg war die Zeit im Laienblasorchester „Otto Schlag" nicht ganz schuldlos. Aber präsentiert wird mir nicht nur der Könner, sondern auch das Unikum dieser Musiker, von dem seine Genossen sagen: „Ob Danne Saxophon, Akkordeon oder Klarinette spielt, der bringt das alles!" Gemeint ist Soldat Klaus Danneberg. Egal wo und vor wem das Orchester auftritt, er hat die Leute „im Griff". Er singt und spielt, bis sie lachen oder weinen. Sein großes Vorbild? Der Urgroßvater. Er war Fleischer, Maurer und Musiker. Danne fehlt nur noch erstgenanntes.
So unterschiedlich wie ihre Herkunft ist auch das musikalische Niveau der Jungs, wenn



sie im Mai oder im November eines jeden Jahres in die Truppe kommen. Um sich mit ihrem Können an die „Alten" anzupassen, müßte es eigentlich heißen: proben, proben und nochmals proben. Aber in erster Linie sind die Genossen hier, um als Soldaten einen guten Grundwehrdienst zu leisten. Und darin sind sie eigen. Im vergangenen Ausbildungsjahr zum Beispiel wurde die Einheit, in dem die meisten jungen Musiker dienen, für ihre guten militärischen Leistungen vom Militärbezirk ausgezeichnet.

Etwa acht Wochen dauert es, bis sich das Orchester nach der halbjährlichen Neueinberufung wieder formiert und miteinander eingestimmt hat und sich die neuen Musiker an ihren temperamentvollen Dirigenten, Fähnrich Willi Schmitz, gewöhnt haben. Da kann es bei den Proben schon mal vorkommen, daß „mein Taktstock durch die Luft saust" oder „man mal aus dem Korsett springt. Schließlich fragt draußen keiner danach, ob wir Laien sind – da sind wir die NVA, und von ihr erwartet man etwas." Von Fähnrich Schmitz als Versorgungszugführer in der Einheit aber auch. Er hat die beste Truppenfeldküche innerhalb des Regiments, und sein Zug wurde zum drittenmal als Bester ausgezeichnet. Aber sich nur im stillen Kämmerlein am eigenen Klang berauschen – das fördert auf die Dauer nicht den Ehrgeiz. Also raus – unters Volk! So ein Blasmusikorchester ist gefragt, denn Jahrestage und andere Anlässe gibt es genug. Ein besonderer Höhepunkt, nicht nur für die Bevölkerung, sondern vor allem





auch für die Beteiligten, ist der gemeinsame Auftritt auf dem Marktplatz mit den sowjetischen Freunden alljährlich zum „Tag des Marschgesangs" am 7. Oktober. Vorher trifft man sich im Regiment nebenan und probt. Und daß das nicht nur Arbeit, sondern auch viel Spaß bereitet, versicherten alle Musiker.
Pionieroffizier Major Wilfried Kunath, Organisator der Musiktruppe, erzählt, wie das Orchester zum Orchester wurde. „Tradition war das eigentlich schon immer. In den fünfziger Jahren gab es eine Schalmeienkapelle und einen Musikzug. Und als die Feier zum Jahrestag der NVA 1968 bei uns wieder ohne Musik ablief, schworen wir uns – Fähnrich Schmitz und ich – das soll das letzte Mal gewesen sein. Bis August wollten wir eine Truppe auf die Beine stellen. Mit Hilfe der Politabteilung des Verbandes kamen musikalische Soldaten zu uns, und wir trafen uns im Mai zur ersten Probe. Probe ist gut gesagt, wir hatten nämlich keine Noten und ziemlich verbeulte Instrumente. Mit einem LKW sind wir dann los und krochen auf Böden von Berufsmusikern umher, um Noten für uns zu finden. Die IG Wismut spendete einige Instrumente. Und dann ging's endlich richtig los. Zum Sportfest im Juni marschierten wir das erste Mal. Mann, war ich stolz! Und bereits im September konnten wir Admiral Verner, der uns besuchte, mit Musik empfangen." Und seit dieser Zeit gab es in W. und weiterer Umgebung keine Feier ohne „Kunaths kleine Blasmusik" oder ohne „Hits von Fähnrich Schmitz",



„Achtung . . . !" Organisator und Mitdirigent des Blasorchesters Major Wilfried Kunath gibt das Zeichen für das Finale der heutigen Probe . . .

Bei aller Musikalität darf der Ernst des militärischen Lebens keinen Tag vergessen werden. Und da gibt es beim Blasorchester gute Traditionen.



wie die Jungs ihre Kapelle bezeichnen. Da kann es schon mal vorkommen, daß ein Bürger sie anspricht: „Ich kenne Sie! Ihre Kapelle hat doch mal in Schkortleben gespielt zum Pfingstbier." So etwas schlägt sich natürlich auch in ein paar Superlativen nieder: Ihre längste Spielzeit betrug bisher fünf Stunden, anläßlich der 1 000-Jahr-Feier in Mansfeld. Ihr größter Erfolg ist die Auszeichnung als hervorragendes Volkskunstkollektiv, ihr zweitgrößter die Teilnahme an den Arbeiterfestspielen 1976 in Dresden durch drei ihrer besten Musiker. Die Gefreiten Udo Kröbert, Wolfgang Lesselberg und Soldat Klaus Danneberg erspielten gemeinsam mit dem Alfred-Frank-Ensemble eine Goldmedaille.
Heute stöbern sie allerdings nicht mehr auf Hausböden; mit Notenmaterial und Verstärkeranlagen werden sie jetzt vom Ministerium für Nationale Verteidigung, vom Divisionsorchester, vom Standortmusikkorps Kamenz und vom Erich-Weinert-Ensemble unterstützt. Für schnelle Reparaturen und preisgünstige Instrumente sorgen der Kollege Obenauf und weitere Mitarbeiter von der VVB Musikinstrumente Klingenthal in Markneukirchen.
Nachdem mir die Genossen in stundenlangen Gesprächen versichert haben, daß Blasmusik schön ist, will ich es aber nun endlich mittels Schallwellen bewiesen haben. Und da geht's auch schon los: Von der Marschmusik, über die berühmte aus der ČSSR, bis zur kleinen Solistenparade, die Klassik bringt. Ja, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß mir in dieser Runde auch





Eine langjährige Tradition: Gemeinsame Probe mit dem Blasorchester vom Regiment nebenan . . .



Fotos: Oberstleutnant Ernst Gebauer

„Schmidtchen Schleicher" zu Ohren kommt. Ganz zu schweigen von dem „Jlühwürmchen-Jelumpe" – Fähnrich Schmitz' freie Übersetzung einer Folge Altberliner Lieder. Da ist wirklich alles drin.
So liebevoll sich die jungen Soldaten den verschiedenen Richtungen innerhalb ihres Genres widmen, so einstimmig ist die Antwort der Musiker auf die Frage, ob sie lieber auf einer Veranstaltung oder beim Marschieren spielen: Beim Marschieren gibt's kein Bier!



Aber eines ist mir immer noch nicht klar. Warum machen 20jährige keinen Beat, sondern Blasmusik? „Alles zu seiner Zeit." „Blasmusik ist volkstümlicher, harmonischer, eben was für's Ohr." „Sie bringt viel mehr Stimmung und Schwung in eine Gesellschaft." „Beatmusik ist berauschend, Blasmusik dagegen anregend." In diesem Stil etwa prasselten die Argumente auf mich nieder. Mich jedenfalls haben die Genossen überzeugt . . .
Regina Wehle



Waltraud Fasshauer, Sängerin beim Erich-Weinert-Ensemble der NVA

Foto: Wolfgang Fröbus

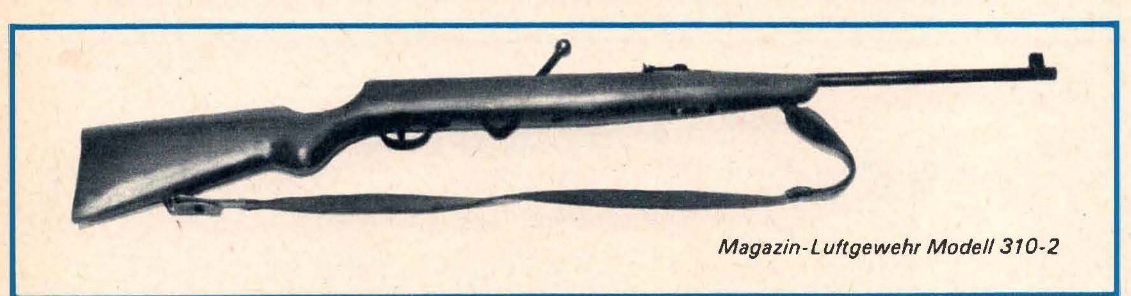


Auf den Potteck-Spuren



Zu den Olympiasiegern, die noch immer für Gesprächsstoff sorgen, zählt Uwe Potteck. Vor Montreal nur wenigen bekannt, machte der damalige Offiziersschüler und heutige Volksmarine-Leutnant eine kleine Sensation perfekt, als er mit seiner Freien Pistole der altbekannten Elite die Hoffnungen auf eine Goldmedaille zerschoß. Oft noch wird von vielen gerätselt, was denn nun die Ursache dieses Erfolges war: Talent, Fleiß, Unbekümmertheit, unerhörtes Konzentrationsvermögen? Uwe Potteck, auf unserem Bild oben links mit Schützennachwuchs der ASG Stralsund, einmal selbst danach befragt, lächelte nur ob dieser vielen Überlegungen: auswahl, die bei den nachfolgenden Volksmarine-Meisterschaften startete, und wollte dann seinen Ersatzschützenposten wieder aufgeben. Korvettenkapitän Gerhard Boldt, Schießlehrer an der Hochschule, wandte alle Überredungskünste auf, um ihn davon zu überzeugen, daß er nun auch beim zentralen VA-Pokal in Berlin die Volksmarine vertreten müsse. Es gelang ihm, und der Erfolg im September 1974 bestätigte: Offiziersschüler Potteck wurde ringgleich mit dem ehemaligen ASK-Schützen Alois Knauer Zweiter im Kombinationsschießen. Von Kapitän Boldt und den aufmerksam gewordenen Frankfurter ASK-Trainern durch den Schießtest des Potteck-Entdeckers geht. Die Spuren des Olympiasiegers sind unübersehbar.

Denn das ist Fakt: Mit dem Schießsport in der Armeesportvereinigung Vorwärts geht es vorwärts! Oberstleutnant Heinz Groth, im Komitee der ASV für diese Sportart zuständig, verrät da keine Geheimnisse: „Das Sportschießen wird in der NVA und den Grenztruppen der DDR mehr denn je gefördert. Es soll die Schießausbildung unterstützen, um noch besser den hohen Anforderungen im Gefecht gerecht zu werden. Denn ein Soldat besteht nur dann im Kampf, wenn er physisch hoch belastbar ist und mit seiner Waffe den Gegner ver-



Magazin-Luftgewehr Modell 310-2

„Und was wäre gewesen, wenn man an der Offiziershochschule nicht geschossen hätte?" Um dieses „geschossen hätte", das sich auf das sportliche Freizeitschießen in der ASG Stralsund bezog, richtig verstehen zu können, erzählte er seine Geschichte, die ich hier kurz wiedergebe.

Der einstige Ringer aus Wittenberge und passionierte Segler auf dem Stralsunder Bodden faßte zum erstenmal eine Sportpistole an, als man sie ihm mehr oder weniger – in die Hand drückte. Seine Kompanie, er war im ersten Ausbildungsjahr an der Offiziershochschule „Karl Liebknecht", suchte für einen ausgefallenen Schützen einen Ersatzmann, denn die ASG-Meisterschaften standen bevor. Uwe bestand den Test am besten, qualifizierte sich auch sofort für die Schul- ab sofort in der Sektion Sportschießen der ASG Stralsund betreut und entwickelt, wurde das Talent Potteck mit Fleiß und Energie in zwei Jahren Olympiateilnehmer und Olympiasieger.

Diese Geschichte ließe sich auf den einfachen Satz reduzieren: Uwe wäre kaum entdeckt worden, hätte die Volksmarine nicht über Jahre hinweg schon das Sportschießen gepflegt. Korvettenkapitän Boldt, inzwischen „Verdienter Meister des Sports", fühlte sich in seiner langjährigen Arbeit bestätigt: Das sportliche Schießen, gleich, ob mit der KK-Büchse, dem Luftgewehr oder der KK-Sportpistole, fördert sowohl das Schießen in der Gefechtsausbildung als auch das leistungssportliche Streben. Heute gibt es keinen Neuen an der Offiziershochschule, der nicht nichten kann." Zukünftig wird es ein gut durchdachtes Gefüge in der ASV geben, das diese Gedanken in die Tat umsetzt. In der Sportgruppe beginnt es mit dem einfachen Luftgewehr, der KK-MPi und der großkalibrigen Makarow-Pistole. Da werden Gruppen- und Zugvergleiche ausgetragen. Über Meisterschaften der Armeesportgemeinschaft und der Sportorganisationen hat jeder die Möglichkeit, wenn er außer der „Goldenen Fahrkarte" keine anderen schießt und sich sein Trefferbild auf die „10" einpegelt, bis zum zentralen Pokalwettkampf der ASV vorzudringen.

Die Sektionen werden sich festigen, mit ihr die Zahl der Übungsleiter und Kampfrichter steigen. „Schießzentren" wird es an den Offiziershochschulen sowie in vielen Verbänden ge-

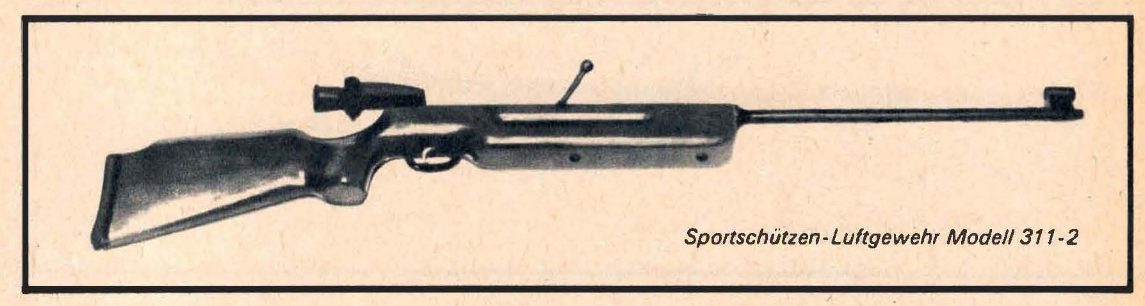
ben und neben den Wettkämpfen des Deutschen Schützenverbandes der DDR auch einen Fernwettkampf für Offiziersschüler. „Gerade die zukünftigen Offiziere", so erklärt Oberstleutnant Groth, „wollen wir für den Schießsport begeistern. Denn sie strahlen ja einmal in ihrer späteren Funktion als Ausbilder aus." Und auf die Frage, ob es erwiesen ist, daß das sportliche Schießen auch das Gefechtsschießen wirksam unterstützen kann, hat der Vizepräsident des Schützenverbandes handfeste Argumente parat: „Es ist nicht entscheidend, mit welcher Waffe schießen gelernt wird, sondern, daß die Grundlagen des Schießens ausgebildet werden.

einstigen Jugendschützen namens Frank Rattkowski. Als der zur Armee eingezogen wurde, hatte er natürlich noch keine MPi in der Hand gehabt. Jahrelang aber war er in der ASG mit Luftgewehr und KK-Büchse ausgebildet worden. Als frischgebackener mot. Schütze mußte er mit der Kalaschnikow die Grundübung schießen. Er absolvierte sie mit „Eins". Heute ist Frank bereits ein Klubkamerad von Uwe Potteck. Beim ASK Vorwärts Frankfurt (Oder)...

„Wer stehend schießen kann, ist König", urteilt der Fachmann Karohl und verweist darauf, daß in seiner Dienststelle, einem Truppenteil der Berliner Grenzsoldaten, in den

Luftgewehr (310-2) mit Repetiervorrichtung, Einsteckmagazine, verstellbares Rastenvisier und Dachkorn mit Kornschutz; Sportschützen-Luftgewehr (311-2), 3,2 kg schwer, besonders präzise Schußleistungen, stecherartige Abzugseinrichtung mit einstellbarem Druckpunkt, Diopter, Schaft mit Gummikappe...

In diesem Truppenteil hat auch ein Schützenfest Tradition, das Fertigkeiten mit einer anderen Waffe erfordert. Alljährlich werden die Schützenkönige mit der KK-MPi gesucht, ein Wettkampf für Soldaten und Unteroffiziere, der das dienstliche Schießen sinnvoll unterstützt. Die Einheit Schöne zum Beispiel erfüllte prompt die



Sportschützen-Luftgewehr Modell 311-2

Denn vier Grundfertigkeiten erlernt der Soldat auch mit dem Luftgewehr: Anschlag, Atmung, Zielen, Drücken."

Das Luftgewehr ist also kein Kinderspielzeug? Diese Frage kann beim Leiter des Trainingszentrums in der ASG „Reinhold Huhn" nur ein spöttisches Lächeln hervorzaubern. Major Harry Karohl drückt solchen Fragestellern sofort ein Suhler Modell 312-1 in die Hand, worauf diese es erst einmal garantiert sinken lassen. Denn das Luftgewehr, über ein Meter lang, wiegt 5 Kilogramm. Ein Schütze hebt bei einem Wettkampf, der über 40 Schuß und eineinhalb Stunden geht, diese 5 kg etwa sechzigmal, um die 10 m entfernte stecknadelgroße Zehn anzuvisieren. Damit hat er fast einen halben Trabant angehoben... Und dann erzählt Harry Karohl von einem seiner

Wintermonaten das Luftgewehrschießen eine besondere Bedeutung hat. Ob auf einem Boden, im Keller oder im Flur – mit der Luftbüchse läßt sich überall trainieren. Da ist nicht gleich das erwähnte Meisterschafts-Modell erforderlich. Das Thälmannwerk Suhl bietet zahlreiche Luftgewehre an, mit denen ein 10-Schuß-Wettbewerb auf 4 m ausgetragen oder die „Goldene Fahrkarte" der GST erworben werden kann. Wir haben einmal im Katalog nachgeblättert und können allen Interessenten empfehlen: Jugend-Luftgewehr (Modell 300-5) mit Kipplauf-System, Dachkorn und in der Höhe verstellbarem Visier, nur 2,1 kg schwer; Kipplauf-Luftgewehr (303-5) für Diabolokugeln, mit Dachkorn, verstellbarem Visier und automatischer Sicherung; Magazin-

3. Schulschießübung mit der „richtigen" MPi ausgezeichnet.

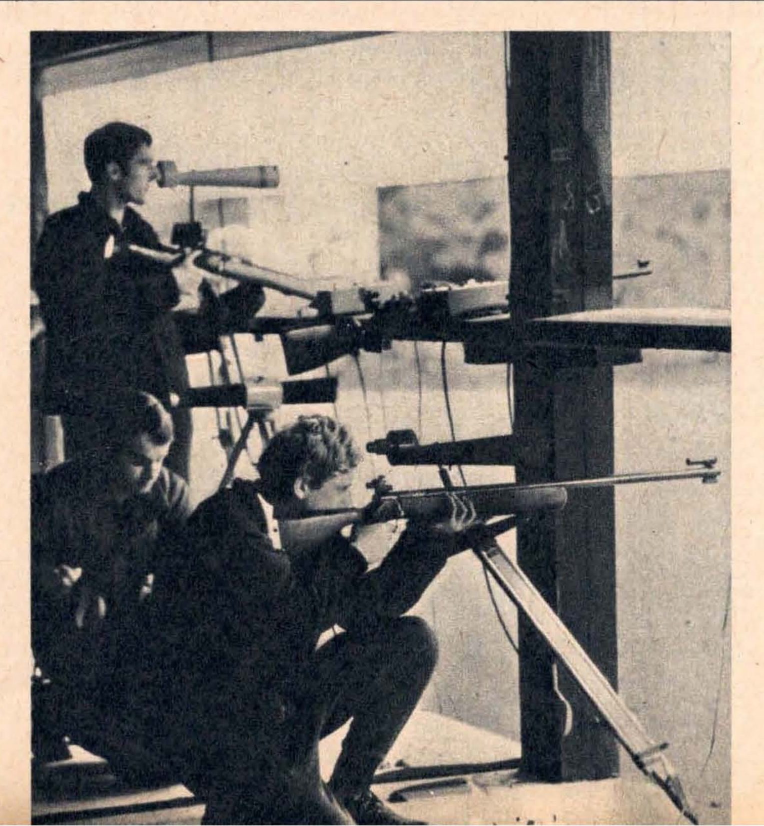
Meisterehren, Meisternormen und auch die Schützenschnur sind schon Maßstäbe für die Vorwärts-Schützen. Wenn manchem noch ein Ring an einer dieser Auszeichnungen fehlen sollte, nicht verzagen, sondern ein Beispiel nehmen an – Uwe Potteck. Dem nämlich fehlte damals solch ein Ring, um die Schützenschnur zu bekommen. Diesen holte er unter dem Beifall der Gäste bei der Festveranstaltung „20 Jahre ASV" nach und erhielt so nach der olympischen Goldmedaille auch die militärische Schützenschnur.

Klaus Weidt

Fotos: Wolfgang Fröbus (6), Helmut Spisla



Meisterschafts-Luftgewehr (mit Seitenspanner) Modell 312-1





UNSER TITELBILD: Freude über den eben errungenen Ausbildungserfolg im Gesicht des Soldaten Horst Gering (Foto: Manfred Uhlenhut).



UNSER POSTER: Oberst E. A. Udowitschenko fotografierte für AR die neue sowjetische Pionier-Räummaschine IMR, mit der Hindernisse verschiedenster Art beseitigt werden können. Der Greifer läßt sich gegen eine Schaufel auswechseln.

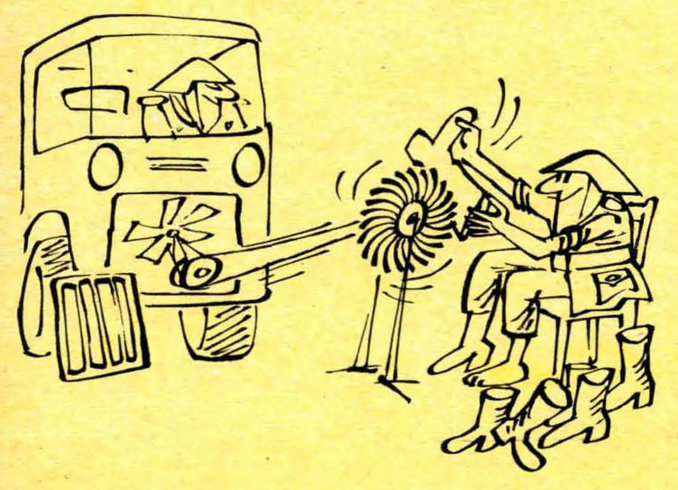


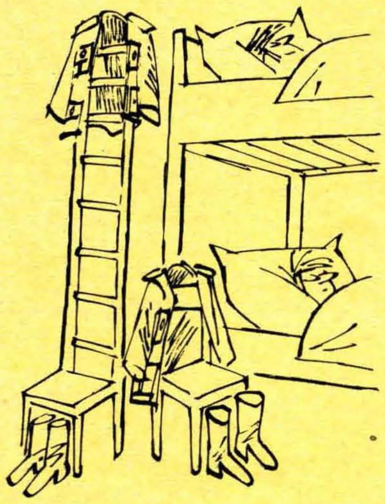
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Oberstleutnant A. Kolodziejczyk – Warschau;
Oberst J. Schaulow – Sofia;
Oberstleutnant J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
„Armee-Rundschau" erscheint monatlich.
Preis je Heft: 1,– Mark. Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise: monatlich, Bezugszeit monatlich. Inkassozeitraum: monatlich, Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.

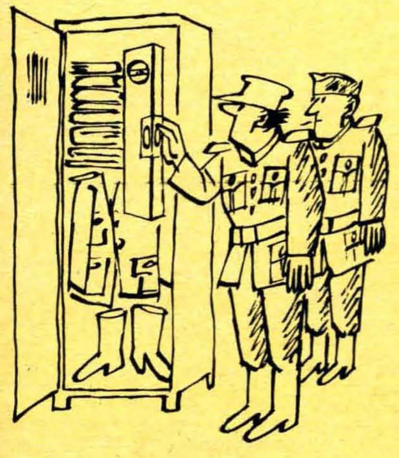
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Joachim Hermann.
Printed in GDR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 18. 1. 1977

INHALT





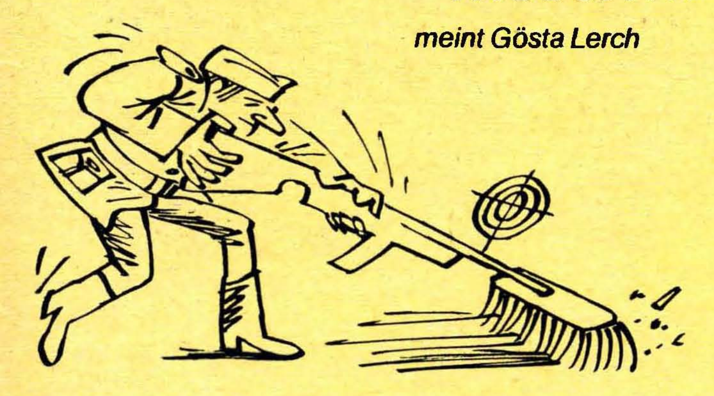


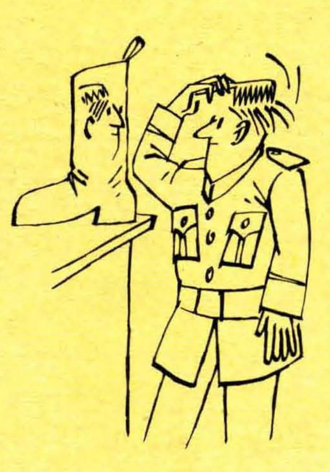




Man muß sich nur zu helfen wissen...

meint Gösta Lerch







31036

MAJA POLLAND

Foto: Manfred Uhlenhut